



THEMA

Pflegewohn- gruppen in der Nachbarschaft

GOOD PRACTICE

Dezentrale Pflegewohnungen ermöglichen auch bei hohem Pflegebedarf ein Leben im vertrauten Wohnumfeld. Vier Beispiele zeigen, welche Anforderungen ihr Aufbau an Gemeinden, Bauträgerschaften und Betreiber stellt und wie wirkungsvoll sie das Wohn- und Pflegeangebot ergänzen.

PLANUNG



Organisation und
Finanzierung

BETRIEB



Kosten und
Kompetenzen

INTEGRATION



Vernetzung und
Angebote

Age Dossier

2014

.....

GOOD PRACTICE

Alt werden in Bäretswil 4
Pflegewohngruppen Bäretswil ZH

„Pflegebedürftige alte Menschen gehören
ins Quartier“ 8

Interview mit Regine Strittmatter

PLANUNG

Von der Nachbarschaftshilfe zum 12
Gemeindeprojekt
Alterszentrum Engi, Wilen TG

„Frühzeitig Schlüsselpersonen ins Boot holen“ 16
Interview mit Simone Gatti

BETRIEB

Ein sensibles Gebilde 20
Pflegewohngruppe Bünzpark, Waltenschwil AG

Planen und betreiben 24
Pflegewohngruppen aus betriebswirt-
schaftlicher Sicht

„Die Pflegenden schätzen das Ganzheitliche“ 27
Interview mit Barbara Glatthard

INTEGRATION

„Kein Altersghetto am Waldrand“ 30
Pflegewohngruppe im Zelgli, Madiswil BE

Mit der Gesellschaft vielfältig verbunden 34
Pflegewohngruppen als Stütz- und
Treffpunkte

Am Betreuungskonzept orientiert bleiben – 38
Ein Fazit für Initianten, Bauplaner und Behörden

Kontakte und Informationen 40

Projekt Pflegewohngruppe – anspruchsvoll und lohnenswert

.....

Von *Antonia Jann*
Geschäftsführerin Age Stiftung



Dr. Antonia Jann
Geschäftsführerin Age Stiftung

Wohnen in einer normalen Wohnsiedlung mit Pflege und Betreuung im familiären Umfeld – das ist die Grundidee dezentraler Pflegewohngruppen. „Dezentral“ bedeutet also nicht, dass Pflegewohnungen im Nirgendwo stehen – dezentral ist lediglich die Lage zum regionalen Pflegezentrum. Seit in den 1990er-Jahren die ersten Pflegewohngruppen aufgebaut wurden, finden sie als Alternative zum grossen Heimbetrieb zunehmend Eingang in alterspolitische Planungen. Auch Bauträgerschaften entdecken Pflegewohnungen als Ergänzung zu ihrem Wohnangebot. Das vorliegende Age Dossier soll eine Verständnisgrundlage für diese alterspolitischen und bauplanerischen Diskussionen rund um die Option „Pflegewohngruppe“ bieten und den Austausch und die Weitergabe von Erfahrungen anregen.

Seit die die Age Stiftung 2003 erstmals den Aufbau einer Pflegewohngruppe unterstützte, wurden zahlreiche weitere Pflegewohngruppenprojekte gefördert, die neue Erfahrungen in der Planung, im Aufbau und im Betrieb sammeln konnten. Dass dieses Praxiswissen weitergegeben wird, ist wichtiger denn je, denn mit der Bekanntheit mehreren sich die Erwartungen an das Konzept der Pflegewohngruppe ebenso wie die Missverständnisse. Letztere gründen teils im unterschiedlichen Gebrauch des Begriffs „Pflegewohngruppe“: In Deutschland bezeichnen Pflegewohngruppen in erster Linie Pflegewohngemeinschaften, die auf ambulante Pflegedienstleistungen zurückgreifen. In der Schweiz dagegen zählen Pflegewohngruppen zur stationären Pflege und gelten als Kleinstheime. Mit den erforderlichen Pflegeplatzbewilligungen sind weitreichende Auflagen verbunden, die der Gestaltungsfreiheit von Pflegewohngruppen Grenzen setzen. Dennoch gelingt es engagierten Projektinitianten, das Modell stetig weiterzuentwickeln. Die quartiernahe Versorgung bringt einige Vorteile, nicht zuletzt eine gewisse Flexibilität, in der Reaktion auf Veränderungen in der Nachfrage. Dabei liegt das Innovationspotenzial nicht nur im internen Betrieb, sondern auch in der Interaktion der Pfl-

gewohngruppe mit ihrer Umwelt: dem Haus, der Siedlung, dem Quartier, der Gemeinde.

Planung, Aufbau und Betrieb von Pflegewohngruppen sind höchst anspruchsvoll. Zudem zeigt ein Vergleich unserer Förderprojekte, wie unterschiedlich und komplex Pflegewohngruppen sein können – aber in jedem einzelnen Fall auch, wie lohnenswert für die Lebensqualität ihrer Bewohnerinnen und Bewohner. In diesem Heft stellen wir vier dieser Projekte vor. An ihnen lassen sich ausgewählte Aspekte beispielhaft darstellen und diskutieren. Beim Projekt Engi in Wilen konzentrieren wir uns auf den Aspekt der Planung und Finanzierung. Bei der Pflegewohngruppe in Waltenschwil legen wir den Schwerpunkt auf Betriebliches und am Beispiel der Pflegewohngruppe in Madiswil lassen sich Möglichkeiten zur Vernetzung mit dem nahen Umfeld aufzeigen. Das Projekt in Bärenswil, dessen Porträt das Thema einleitet, kann beispielhaft als Zielvorgabe für die Planung und Umsetzung von dezentralen Pflegewohngruppen dienen. Die Ausführungen der Expertinnen aus Praxis und Wissenschaft ermöglichen es, die Projekterfahrungen im Gesamtkontext der Schweizer Wohn- und Pflege-landschaft zu verorten. Weitere Projektbeispiele und Materialien finden Sie auf unserer Website.

Alt werden in Bäretswil

*Pflegewohngruppen
Bäretswil ZH*

von **Susanne Wenger**



4

Dank zwei Pflegewohnungen der Gemeinde können betagte Einwohnerinnen und Einwohner von Bäretswil in ihrem vertrauten Umfeld bleiben, wenn sie pflegebedürftig werden. Das Haus mit 22 Pflegeplätzen und 15 Alterswohnungen steht mitten im Dorf.

Freitagnachmittag. Turnstunde in der Pflegewohngruppe, ein Ball wird herübergereicht, gemächlich, behutsam, den eingeschränkten Fähigkeiten der Teilnehmenden angepasst. Als Trainerin ist kurzerhand die leitende Pflegefachfrau eingesprungen. Eine Etage tiefer bereitet die Wohngruppen-Köchin das Abendessen vor. Eine Bewohnerin im Rollstuhl und ihr zu Besuch weilender Ehemann inspizieren derweil die Rosen, die

das betagte Paar auf der Terrasse züchtet. Die Terrasse ist vom Pflegezimmer aus zugänglich. Wer das Zimmer auf der gegenüberliegenden Seite des Hauses hat, blickt direkt auf das Parklein der Kirche. In Bäretswil mit seinen 4900 Einwohnern steht nicht nur die Kirche mitten im Dorf, sondern auch der Neubau mit den beiden Pflegewohnungen. Dieser ist zudem vom Gemeindehaus, von der Bibliothek und einem Schulhaus umgeben.

Zentraler – und ebener – könnten die 22 pflegebedürftigen Frauen und Männer in der hügeligen Gemeinde im Zürcher Oberland nicht wohnen. Die Pflegewohngruppen liegen im Parterre und im ersten Stock eines würfelförmig gebauten, modern anmutenden Gebäudes. Sie werden von der Spitex Bäretswil im Auftrag der Gemeinde betrieben, der die beiden Wohnungen im Stockwerkeigentum gehören. In den oberen Stockwerken vermietet die Genossenschaft Alterswohnungen Bäretswil 15 Wohnungen. Die Lage mitten im Ort symbolisiert den Erfolg des 2011 bezogenen Pflege- und Wohnhauses – in jeder Hinsicht: Da wurde bedürfnisgerecht geplant. Das Haus ist voll. Die Rechnung geht auf. Und die betagten Menschen sind ins Dorf integriert.

„Das wird sehr geschätzt“

„Ich fühle mich hier wie im Paradies“, rühmte einst eine Bewohnerin der Pflegewohngruppe. Kurt Osswald, bis im Mai 2014



Alltag in der Pflegewohnung Bäretswil: Wer kann, beteiligt sich ebenso am Haushalt (links) wie an der ungezwungenen Spielrunde (rechts: Steamer spiegelt die Spielgruppe).

Präsident des Spitex-Vereins Bäretswil, erinnert sich gerührt daran. Der Frau gehe es gesundheitlich immer schlechter, doch dank der Pflegewohnung könne sie bis an ihr Lebensende im angestammten Umfeld bleiben. Früher mussten die Bäretswiler in Nachbardörfer umziehen, wenn sie stationärer Pflege bedurften. Ausgerechnet am fragilsten Punkt ihres Lebens wurden die Menschen ein Stück weit entwurzelt. „In Bäretswil wohnen und Steuern zahlen – aber wenn du alt bist, kannst du gehen“, habe es früher kritisch geheissen, wie Osswald erzählt. Am neuen Ort seien dann jeweils wegen umständlicher Anfahrtswege mit dem Bus bald auch die Besuche versiegt. Ein lokales Pflegeheimprojekt blieb aus Kostengründen schubladisiert.

So stiess die gemeinnützige Spitex Bäretswil bei der Gemeinde auf offene Ohren, als sie 2005 im Zuge einer Neuausrichtung die Initiative für eine Pflegewohnung ergriff. Mit der lokalen Genossenschaft, die ihr

Angebot an Alterswohnungen ausbauen wollte, fand sich ein geeigneter Bauträger. In einer Abstimmung stellte sich die Bäretswiler Bevölkerung klar hinter die finanzielle Unterstützung des Altersprojekts. Die Gemeinde trat zu fairen Bedingungen Land ab, in der Baukommission waren Spitex, Gemeinde und Genossenschaft vertreten. Die Age Stiftung leistete einen Beitrag von 100 000 Franken. Der Kanton subventionierte den Bau und liess sich nach harten Verhandlungen auch überzeugen, die 22 Pflegeplätze auf die Pflegeheimliste zu setzen. Mit den Wohngruppen könne heute der Bedarf an Pflegeplätzen in der Gemeinde selber abgedeckt werden, sagt Gemeinodeschreiber Felix Wanner: „Das wird sehr geschätzt.“

Kostendeckung erreicht

Das neuartige Konzept war offensichtlich attraktiv, denn der Spitex flogen die Bewerbungen interessierter Mitarbeitender nur so zu. Über 200 Perso-



Pflegewohngruppen Bäretswil ZH

Eröffnung: 2011

Zwei Pflegewohnungen à 10 und 12 Pflegeplätze im Parterre und im ersten Stock eines Neubaus. In den oberen Stockwerken 15 Alterswohnungen: 6 Wohnungen à 2,5 Zimmer, 9 Wohnungen à 3,5 Zimmer.

Trägerschaft der Pflegewohngruppen: Gemeinde Bäretswil

Betreiberin der Pflegewohngruppen: Spitex Bäretswil.
Leistungsvereinbarung mit der Gemeinde

Trägerschaft der Alterswohnungen: Genossenschaft Alterswohnungen Bäretswil

Anlagekosten: 9,23 Millionen Franken

Dienstleistungen der Pflegewohngruppe für Externe: Mittagstisch und Mahlzeitendienst für Mieter der Alterswohnungen, Mahlzeitendienst für weitere Bäretswiler. Notrufsystem für Mieter der Alterswohnungen.



6

Alt werden in Bäretswil

Pflegewohngruppen Bäretswil ZH

→ nen meldeten sich für die Stellen in den Pflegewohngruppen, viele aus Bäretswil und Umgebung, wie die Leiterin der Pflegewohnungen, Esther Kaiser, sagt. Das Pflege- und Betreuungsteam umfasst heute 12 Vollzeitstellen, verteilt auf 23 Mitarbeitende, darunter sechs diplomierte Pflegefachpersonen und zwei Fachangestellte Gesundheit – nach den Vorgaben der Behörden. Dazu kommen 3,3 Vollzeitstellen für Küche, Hauswirtschaft und Co-Leitung. Bereits nach kurzer Zeit waren auch die Pflegeplätze voll belegt. Anfänglich wurden noch Leerstände genutzt, um Tages- und Feriengäste aufzunehmen. Wegen voller Auslastung ist dies heute kaum mehr möglich.

Die meisten Bewohnerinnen und Bewohner – darunter zwei Ehepaare – stammen aus Bäretswil oder haben hier ihre Verwandten. Fast alle Pflegestufen sind vertreten, von nur leicht bis schwer pflegebedürftig. 12 der 22 Bewohner beziehen Ergänzungsleistungen. Die Heimtaxen liegen im regionalen Rahmen. Die Pflegewohnungen können selbsttragend betrieben werden. Vom zinslosen Darlehen über 400 000 Franken, das die Gemeinde den Pflegewohngruppen für die ersten Jahre als eine Art Defizitgarantie gewährte, wurde nur ein Bruchteil verwendet, der Betrag ist bereits zurückbezahlt. Die 22 Pflegeplätze entsprechen eben dem Bedarf, erklärt der frühere Spi-

tex-Präsident. Vorteile ergäben sich zudem durch Synergien zwischen ambulantem und stationärem Bereich innerhalb der Spitex: Vom Personal bis zur Verwaltung sei „alles unter einem Dach“. Ein Geschäftsleiter ist für beide Bereiche zuständig. Nicht zuletzt hält auch die Gemeinde ein wachsames Auge auf die Finanzen.

Notrufknopf und Mahlzeitendienst

Als grosses Plus hat sich die Hausgemeinschaft mit den Mietern der Alterswohnungen erwiesen. Diese können sich Mahlzeiten aus der Küche der Pflegewohngruppen in die oberen Stockwerke liefern lassen oder selber am Mittagstisch der Pflegewohnungen teilnehmen. Über ein Notrufsystem können sie zudem beim Personal der Pflegewohnungen erste Hilfe anfordern. Darüber hinausgehende Pflegeleistungen in den Alterswohnungen verbleiben bei der ambulanten Spitex. Die Dienstleistungen der Pflegewohngrup-

pe sind nicht im Mietzins der Alterswohnungen inbegriffen und werden individuell abgerechnet. Rund die Hälfte der Mieterschaft greift derzeit auf den Notrufknopf zurück. Besonders allein lebenden Mieterinnen und Mietern bietet dieser Service zusätzliche Sicherheit, sagt Walter Wolf, Präsident der Genossenschaft Alterswohnungen Bäretswil. Er spricht von einem „sehr guten Konzept“.

Auch für die weitere Dorfbevölkerung sind die Pflegewohngruppen zu einem Anbieter geworden. Einige Betagte beziehen warme Mahlzeiten, die von Freiwilligen angeliefert werden. Andere Bäretswiler nutzen das nächtliche Pikettsystem, das die Spitex für die Pflegewohngruppen eingerichtet hat. Zwar ist dort eine Pflegeassistentin als Nachtwache präsent, doch gleichzeitig bleibt eine Pflegefachperson stets erreichbar. Die Bäretswiler können sich an dieses Notrufsystem anschliessen lassen. „Dank den Pflegewohngruppen sind wir in der Lage,



Im Dorf verankert und zentral gelegen: Ein Konfirmand unterstützt die Pflegewohngruppe bei der Fensterreinigung (links). Der Neubau mit den Pflegewohnungen ist umgeben von Kirche, Gemeindehaus, Bibliothek und Schulhaus (oben).

der ganzen Bevölkerung einen 24-Stunden-Notruf anzubieten“, sagt der Ex-Spitex-Präsident. Auch das Sozialleben funktioniert. Zwischen den Bewohnern der Pflegewohngruppen, den Mietern in den Alterswohnungen und der übrigen Dorfbevölkerung gibt es viele Kontakte. Dafür sorgen etwa gemeinsame Veranstaltungen wie die Tanznachmittage, die von ehrenamtlich Mitarbeitenden durchgeführt werden. Auf stolze 32 Freiwillige können die Pflegewohngruppen insgesamt zählen. Dorfvereine bringen den Betagten regelmässige Ständchen dar.

„Ein voller Erfolg“

Rückhalt im Dorf, motivierte Mitarbeitende, nicht nachlassendes Qualitätsmanagement und die Synergien zwischen ambulantem und stationärem Bereich – das sind laut dem ehemaligen Spitex-Präsidenten Kurt Osswald Faktoren, die in Bäretswil zum Erfolg geführt haben. Selbst für komplexe Pflegesituationen in der Gemeinde liessen sich so

befriedigende und wirtschaftlich tragbare Lösungen finden. Gemeindefreier Felix Wanner sieht ebenfalls Vorteile darin, dass die Spitex die Pflegewohngruppen betreibt: „Das war von Anfang an ein voller Erfolg.“ Genossenschaftspräsident Walter Wolf ist von der zentralen Lage des Wohnhauses überzeugt: „Wir stehen nicht irgendwo abseits. Das ist sehr wichtig.“

Zweifelloserweise auch grosses persönliches Engagement vieler Beteiligten dem kleinen Alterszentrum zum Durchbruch. Ex-Spitex-Präsident Kurt Osswald etwa wäre sogar bereit gewesen, privates Vermögen zu investieren, wenn es nicht gut gelaufen wäre. Seit über 40 Jahren lebt der 70-jährige pensionierte Ingenieur und Unternehmensberater in Bäretswil, er ist im Vorstand der Männerriege und war früher Mitglied der Kirchenpflege. Jeden zweiten Dienstag führt Osswald zusammen mit seiner Ehefrau einen Spielnachmittag in den Pflegewohngruppen durch. Anfänglich habe es durchaus

Zweifler gegeben, blickt er zurück. So sei gefragt worden, ob der Lärm der Kirchenglocken die Betagten nicht stören werde. Ob 22 Pflegeplätze genügen, um die Kosten zu decken. Doch die Skeptiker sind verstummt. Die Nachfrage nach den Pflegeplätzen und den Alterswohnungen ist so gross, dass in Bäretswil bereits Ausbaupläne gekehrt werden. Es sollen neue dezentrale Pflegeplätze entstehen. ●

Drei Tipps

- 1 Positive Grundeinstellung. Nicht halbherzig planen, sondern voll daran glauben. Rückschläge hinnehmen und nach Lösungen suchen.
- 2 Synergien zwischen ambulanter und stationärer Pflege nutzen. Das gelingt besonders gut, wenn Spitex und Pflegewohngruppe organisatorisch unter einem Dach sind.
- 3 Mit Architekten zusammenarbeiten, die alters- und demenzgerecht planen können.

„Pflegebedürftige alte Menschen gehören ins Quartier“

.....

Interview mit Regine Strittmatter, Geschäftsführerin der Stiftung Alterswohnen Albisrieden

Das Gespräch führten
**Theodora Peter und
Susanne Wenger**

8



Regine Strittmatter
Die Psychologin Regine Strittmatter ist seit 2011 Geschäftsführerin der SAWIA (Stiftung Alterswohnen in Albisrieden). Zuvor amtierte sie als stellvertretende Geschäftsführerin der Rheumaliga Schweiz (2006–2011) und Mitglied der Geschäftsleitung der Schweizerischen Multiple Sklerose Stiftung (1998–2006). Seit 25 Jahren engagiert sie sich beruflich in der Gesundheitsversorgung von chronisch kranken Menschen und deren Angehörigen sowie im Nonprofit-Management.

Dezentrale Pflegewohngruppen ermöglichen den Menschen Teilhabe bis zuletzt, sagt Regine Strittmatter, Geschäftsführerin der Stiftung Alterswohnen Albisrieden, die in der Stadt Zürich sechs Pflegewohnungen betreibt: „Bei uns muss der Alltag nicht künstlich hergestellt werden.“

Die Gesellschaft altert, der Bedarf an Pflegeplätzen wächst. Sind dezentrale Pflegewohngruppen die richtige Antwort auf diese Entwicklung?

Regine Strittmatter: Sie sind nicht die einzige, aber eine von vielen richtigen Antworten. Pflegewohngruppen sind dort sinnvoll, wo bestehende Strukturen nicht mehr genügen oder wo diese ganz fehlen – wenn also beispielsweise teure Neubauten nötig wären oder Regionen unterversorgt sind. Pflegewohngruppen können auch dort eine Antwort sein, wo es Institutionen gibt, diese aber die heterogenen Bedürfnisse der Betroffenen – etwa von Migrantinnen und Migranten – nicht abdecken.

Sind grössere Heime als Pflege- und Betreuungsform überholt?

Nein. Die Heime übernehmen je länger, je mehr Zentrumsfunktionen und bauen ihre Angebotspalette laufend aus. Sie sind ja längst keine spitalähnlichen Einrichtungen mehr, in denen die Bewohnerinnen und Bewohner einfach nur versorgt werden. Auch betriebswirtschaftlich gilt: Je grösser eine Institution, desto günstiger die institutionelle Versorgung.

Dezentrale Pflegewohngruppen sind somit teurer als Pflegeheime?

Das hängt von der Betriebsgrösse ab. Wenn man – wie unsere Stiftung – mehrere Pflegewohnungen betreibt, können die Kosten für zentrale Dienste wie Administration, Informatik und Qualitätsmanagement auf eine grössere Anzahl Betten umgelegt werden. Für kleinere Einheiten gilt das nicht – ausser wenn die Geschäftsleiterin gleich auch noch

nicht künstlich ein Alltag hergestellt werden, sondern die Bewohner leben den normalen Alltagsrhythmus mit. Man darf das eine aber nicht gegen das andere ausspielen: Auch in grossen Heimen gibt es Selbstversorgungskonzepte und viele neue Mischformen, die ausprobiert werden. Der Vorteil dezentraler Pflegegruppen liegt aber darin, dass sie sich meist mitten in einem Wohnquartier oder in einem Mehrfamilienhaus befinden.

Wie viele Pflegewohngruppen gibt es in der Schweiz?

Es gibt keine Statistik, die sich explizit auf Pflegewohngruppen bezieht. Die Somed-Statistik des Bundesamtes für Statistik weist für das Jahr 2012 insgesamt 180 sozialmedizinische Institutionen mit 16 oder weniger Pflegeplätzen aus. Darin nicht enthalten sind jedoch Institutionen wie die SAWIA, die unter dem Dach einer Institution 6 Pflegewohngruppen mit 51 Plätzen betreibt. In der Arbeitsgruppe Pflegewohngruppen der Schweizerischen Gesellschaft für Gerontologie gehen wir von einer Schätzung von rund 200 Angeboten in der Schweiz aus – nicht mitgezählt sind dabei die Pflegewohngruppen, die als Satelliten von Heimen betrieben werden. Das Modell der dezentralen Pflegewohngruppen existiert bislang vor allem in der Deutschschweiz. In der Westschweiz wächst aber das Interesse. Erst kürzlich hat sich ein Vertreter des Kantons Neuenburg unsere Pflegewohngruppen für Migrantinnen und Migranten angeschaut.

Viele Pflegewohngruppen befinden sich auf dem Land, da sie für kleinere Gemeinden eine Möglichkeit sind, Pflegeplätze vor Ort zu schaffen. Welcher Unterschied besteht zu Pflegewohnungen in der Stadt?

Die Unterschiede sind gar nicht so gross, wie man denken könnte. In der Stadt läuft die Identifikation über das Quartier oder den Stadtteil anstatt über das Dorf. Albisrieden funktioniert in

dieser Hinsicht wie ein Dorf. Ein Albisrieder fühlt sich nicht automatisch als Stadtzürcher. Wenn ich einen Albisrieder in ein Pflegeheim am anderen Ende der Stadt schicke, ist das für ihn wie ein Umzug in eine andere Stadt. Für alle Orte gilt aber: eine Pflegewohngruppe gehört mitten ins Geschehen – sei es im Dorf oder im Stadtquartier.

Wer wohnt in einer dezentralen Pflegewohngruppe?

In den Pflegewohngruppen unserer Stiftung wohnen in erster Linie Menschen aus Albisrieden. Ansonsten unterscheidet sich das Profil der Bewohnerinnen und Bewohner nicht von demjenigen in einem Pflegeheim. Die Durchschnittsbewohnerin unserer Pflegewohngruppe ist eine Frau im Alter von 85 Jahren. Meistens führt eine Demenzerkrankung dazu, dass die Betroffenen trotz Betreuung durch die Angehörigen oder die Spitex nicht mehr bei sich zu Hause leben können. Allgemein steigt das Durchschnittsalter an, und gleichzeitig wird die Verweildauer kürzer. Die Menschen kommen zu uns, wenn sie bereits sehr angeschlagen sind – auch körperlich. Die Anforderungen an die Pflege sind entsprechend gestiegen.

Wer gehört eher nicht in eine solche Pflegewohngruppe?

Nicht aufnehmen können wir Menschen, die ein stark herausforderndes Verhalten zeigen, also nicht mehr in der Lage sind, einen sozialen Kontakt herzustellen. Sei dies, weil sie die Gegenwart anderer Menschen nicht ertragen und aggressiv werden oder weil sie stark weglaufgefährdet sind. An die Grenze des Tragbaren kommen wir auch, wenn Bewohner mit Demenz auf Dauer nicht dem üblichen Tag-Nacht-Rhythmus folgen können und zum Beispiel nachts kochen möchten oder andere Zimmer aufsuchen. Im Weiteren nehmen wir keine Menschen auf, die bereits Palliativpflege benötigen, also nicht mehr wirklich am Leben der Pflegewohngruppe teilnehmen können. Das gilt aber nur beim Zeitpunkt des Eintritts.

Selbstverständlich dürfen die Menschen bis zum Tod bei uns bleiben, und wir begleiten sie auch beim Sterben.

Woher stammt eigentlich die Idee der Pflegewohngruppe?

Pionierin in der Schweiz ist die Pflegewohngruppe in Biel, die in den 1980er-Jahren entstand. In Zürich kam die Idee erstmals aufs Tapet, als sich eine Arbeitsgruppe über die Planung eines Altersheims beugte, das eine reiche Albisriederin stiften wollte. Die Gruppe verwarf die Idee eines Neubaus auf der grünen Wiese und gelangte zur Erkenntnis, dass es nicht mehr sein darf, alte Menschen fern des Quartierlebens „wegzuschliessen“. Die Gruppe schaute sich Beispiele in nordischen Ländern wie auch in der italienischen Arbeiterstadt Bologna an. Anstelle eines Neubaus entstanden dann die dezentralen Pflegewohngruppen der Albisrieder Stiftung.

Betreutes Wohnen in kleinen Gruppen gibt es für Menschen mit Behinderung schon länger. Erfasst die Entwicklung weg von den Anstalten jetzt auch den Altersbereich?

Man kann sicher sagen, dass verschiedene Strömungen zu einem Umdenken geführt haben. Bereits in den 1970er-Jahren gab es grosse gesellschaftliche Debatten um die Langzeitversorgung. So forderten Reformkreise beispielsweise eine gemeindenahere Psychiatrie. In den 1990er-Jahren kam dann die Idee auf, dass man alte, pflegebedürftige Menschen im Quartier belässt, sie in kleineren Einheiten betreut und sie bei der Alltagsgestaltung integriert. Ich finde es sehr wichtig, dass man dem Paradigma, das den alten Menschen als Patienten definiert, etwas entgegengesetzt. Da hat sich in den letzten Jahren zum Glück viel bewegt. Gleichzeitig wird aber die wachsende Zahl von Hochbetagten in dieser Gesellschaft zunehmend nur noch als Kostenfaktor wahrgenommen. Obwohl wir die Würde des Menschen als unantastbar deklarieren, empfinden heute viele Jüngere und Ältere

das Sekretariat erledigt und Piktendienstleistungen leistet. Teuer ist, dass in jeder Wohnung eine 24-Stunden-Betreuung sichergestellt werden muss, was in grösseren Heimen weniger personalintensiv ist. Wenn man aber eine Vollkostenrechnung anstellt, also die millionenschweren Investitionen eines Heimneubaus auf die Betriebsrechnung umlegt, steht die in einer Wohnung eingemietete Pflegewohngruppe nicht teurer da. Bei uns kommt dazu, dass wir auf eine sehr gute Zusammenarbeit mit Genossenschaften zählen können, die uns in der teuren Stadt Zürich kostengünstige Mieten ermöglichen.

Auch die Pflegeheime organisieren ihre Abteilungen zunehmend in Pflegewohngruppen. Wo liegt der Unterschied zum Modell der dezentralen Pflegewohngruppe?

Heime greifen grundsätzlich auf zentrale Dienstleistungen zurück. Das Essen wird aus der Heimküche angeliefert, die Wäsche in der zentralen Wäscherei erledigt. In Pflegewohngruppen ist die Gestaltung des Alltags in den Tagesablauf integriert. Die Bewohner beteiligen sich am Kochen oder helfen beim Zusammenfallen der Wäsche. Dadurch muss

„Pflegebedürftige alte Menschen gehören ins Quartier“

*Interview mit Regine Strittmatter,
Geschäftsleiterin der Stiftung
Alterswohnen Albisrieden*

10

→ das Kranksein und die Abhängigkeit von Hilfe als „würdelos“. Das ist eine bedenkliche Entwicklung.

Auf welchen Prinzipien basiert das Modell der dezentralen Pflegewohngruppe?

Pflegewohngruppen sind Kleinstpflegeheime, die während 24 Stunden die Betreuung und Pflege von Menschen sicherstellen, die nicht mehr alleine leben können und wollen. Die Einheiten umfassen sechs bis zwölf Bewohnerinnen und Bewohner, die in einem familiären Umfeld und in einer architektonisch angepassten Infrastruktur zusammenleben und betreut werden. Dabei nehmen sie so viel wie möglich an den Alltagsaktivitäten teil.

Lässt sich der Anspruch der Alltagsnähe tatsächlich verwirklichen?

Ja, auf jeden Fall. Dies ist natürlich mit einem Aufwand verbunden, der über die öffentliche Pflegefinanzierung nicht abgegolten wird, da es hier um Betreuung und nicht um Pflegeleistungen geht. Bei der Beteiligung der Bewohner im Alltag stellt sich die Frage, welche Ansprüche man an die Teilhabe stellt. Wenn Sie bei uns eine Pflegewohnung besuchen, stellen Sie möglicherweise fest, dass nur zwei von neun Bewohnern beim Kochen des Mittagessens mithelfen. Sie werden sich fragen: Was machen denn die anderen

sieben? Nun, einzelne stehen neben dem Kochherd, riechen den Duft des Knoblauchs, der gerade angedünstet wird, und reagieren darauf. Andere, die sich bisher passiv verhalten haben, nehmen später doch noch einen Teller vom Stapel und stellen ihn vor sich auf den Tisch.

Es genügen also minimale Aktivitäten?

Für Aussenstehende mag dies als minimale Teilhabe wirken. Aber wir gehen davon aus, dass Menschen mit allen Sinnen aufnehmen. Wir alle kennen beispielsweise die Gefühle und Erinnerungen, die mit dem Duft frisch gewaschener Wäsche verbunden sind. Die Wäsche aufzuhängen und mit Bewohnerinnen und Bewohnern auf solche Erinnerungen zu sprechen zu kommen, ist für uns Teilhabe am Alltag. In anderen Pflegemodellen organisiert man Aktivierungsstunden, bei denen die Pflegebedürftigen wieder lernen sollen, wie sich das Knistern einer Papierserviette anfühlt. Bei uns geht es darum, dass sich die Menschen geborgen und eingebettet fühlen, dass sie Emotionen erleben können. Das schaffe ich nicht in einem klinischen, von Abläufen und Strukturen gesteuerten Umfeld. Die Bedürfnisse der Bewohnerinnen und Bewohner prägen sehr stark unsere Abläufe.

Es gibt Pflegewohngruppen, in denen die Mahlzeiten fertig von der zentralen Kü-

che eines Alterszentrums angeliefert werden. Was halten Sie davon?

Es geht mir nicht darum, andere Konzepte abzuwerten, sondern zu analysieren, ob mit den eigenen Konzepten die angestrebten Ziele erreicht und Werthaltungen gelebt werden können. Für uns ist das gemeinsame Kochen eine grosse Chance, unseren Betagten auf verschiedenen Ebenen etwas zu bieten. Die Küche, das Essen und alle damit verknüpften Aktivitäten und Eindrücke sind ein zentrales Element unserer Pflegewohnungen.

Sie betreiben auch Pflegewohngruppen spezifisch für italienisch- und spanischsprachige Migrantinnen und Migranten. Wie unterscheidet sich hier die Alltagsgestaltung von einer Schweizer Wohngruppe?

Natürlich ist der grösste Unterschied, dass Italienisch gesprochen wird – die wenigsten Bewohnerinnen und Bewohner können Deutsch, auch wenn sie schon ein Leben lang hier in Zürich leben. Die Migration bringt andere Lebensthemen mit sich, was man in Gesprächen und im Kontakt mit den Bewohnern und Angehörigen gut spürt. Es gibt andere Rituale, wie etwa am 8. März, wenn Mimosen auf dem Tisch stehen müssen – so wie es in Italien am internationalen Frauentag Brauch ist. Unterschiede sind natürlich bei der Küche festzustellen, etwa bei der Art der Kaffeezubereitung, beim Menüplan und bei der Flasche Wein, die zum Essen auf dem Tisch steht. Im Pflegewohnungsalltag sind die Angehörigen präsenter. Anders ist auch der Umgang mit dem Sterben. Italienerinnen und Italiener sprechen nicht gerne über Krankheit oder Tod, weil man dies dann herbeiredet. In palliativen Situationen wird schneller der Wunsch geäussert, medizinische Hilfe im Spital zu erhalten.

In welche Richtung wird sich das Modell der Pflegewohngruppen weiter entwickeln?

Wir haben eine Bedarfsanalyse vorgenommen, um herauszufin-

den, wo innovative Wohnformen gefragt sind. Die Stadt Zürich hat grundsätzlich ein sehr gutes Angebot für betagte Menschen. Lücken im Angebot bestehen trotzdem, so für Randständige oder auch für Suchtpatienten – „Junkies“ etwa, die im Alter gesundheitlich oft stark angeschlagen sind. Zudem leben in Pflegeheimen viele psychiatrische Langzeitpatienten und auch Menschen mit körperlicher oder geistiger Behinderung, für die das Heim nicht der richtige Ort ist. Eine weitere Zielgruppe sind Homosexuelle, die sich in einem herkömmlichen Pflegeheim womöglich nicht angenommen fühlen. Das ist vor allem in Zürich, wo eine grosse Gay Community lebt, ein Thema.

Einige Anbieter – wie die Thurvita AG in der Ostschweiz – setzen auf ambulante Angebote mit Quartierstützpunkten der Spitex. Sollen die Menschen nicht so lange wie möglich zu Hause bleiben können?

Grundsätzlich ja. Aber ich wehre mich vehement dagegen, dass ambulante gegen stationäre Angebote ausgespielt werden, auch wenn der Ruf nach – auf den ersten Blick – günstigeren ambulanten Angeboten politisch willkommen ist. Es braucht unbedingt beides. Fragt man die Leute, wünscht sich natürlich jede und jeder, möglichst bis zum Tod zu Hause zu leben. In der Realität ist der Preis, den Betroffene und Angehörige zahlen, aber oft sehr hoch. Ich habe viele Fälle gesehen von völlig überforderten Angehörigen und von Menschen, die verwaorlost lebten, die sozial isoliert waren. Insbesondere wenn eine Demenzerkrankung oder eine psychische Erkrankung dazu kommt, wird die Pflege zu Hause für alle Beteiligten sehr schwierig und belastend. Familien dürfen mit dieser Aufgabe nicht allein gelassen werden. Den Preis zahlen vor allem die Frauen, die die Betreuungsarbeit in der Regel zusätzlich zu ihren anderen Aufgaben in Familie und Beruf übernehmen. ●

Stiftung SAWIA

Die gemeinnützige Stiftung SAWIA betreibt seit 1992 Pflegewohnungen im Zürcher Stadtteil Albisrieden. Mittlerweile werden in sechs Pflegewohnungen, die sich meist in Genossenschafts-siedlungen befinden, insgesamt 51 Plätze angeboten. Die Stiftung arbeitet seit jeher quartierbezogen und mit einem Integrationsansatz. Im Arbeiterquartier leben viele Migrantinnen und Migranten aus dem Mittelmeerraum, die meisten von ihnen stammen aus Italien. 2006 wurde für sie die Pflegewohngruppe Oasi (Alloggio assistito per anziani) mit 9 Plätzen eröffnet. Wegen der grossen Nachfrage folgte 2008 die Eröffnung von Oasi due. Bedarf sieht die Stiftung auch für Migranten aus Portugal und Ex-Jugoslawien. Konkrete Pläne gibt es aber derzeit nicht.

Von der Nachbarschaftshilfe zum Gemeindeprojekt

Alterszentrum Engi,
Wilten TG

von Theodora Peter



12

Die Thurgauer Gemeinde Wilen ist mehrheitlich vom Kanton St. Gallen umgeben. Hier ist man gewohnt, Grenzen zu überwinden. Für den Bau des 2010 eröffneten Zentrums mit Alterswohnungen und Pflegewohngruppe brauchten die Initianten zusätzlich eine grosse Portion Hartnäckigkeit und Überzeugungskraft.

Einwohnern verfügte damals weder über ein Alterskonzept noch über Pflegebetten im Dorf. Schönenberger, der die örtliche CVP präsidierte, lancierte daraufhin am Weihnachtsmarkt eine Unterschriftensammlung für ein Angebot zum Alterswohnen in Wilen. „Dies hat ein riesiges Echo ausgelöst“, erinnert sich der Initiant. Das Interesse sei derart gross gewesen, dass man sich rasch entschieden habe, das Anliegen von der Partei zu lösen und mit einer eigenen Trägerschaft weiterzuverfolgen.

Den Stein ins Rollen brachte der Architekt Simon Schönenberger im Jahre 2003. Er war kurz zuvor mit seiner Familie nach Wilen gezogen und nahm Anteil am Schicksal seiner Nachbarin, die für die Kinder eine Art Grossmutter geworden war. Als die verwitwete Frau pflegebedürftig wurde, musste sie das Dorf und damit die vertraute Umgebung verlassen und in ein 20 Kilometer entferntes Alters- und Pflegeheim umziehen. Die Gemeinde Wilen mit 2200

Grosse Euphorie, leere Kasse 2004 folgte die Gründung des Vereins „Wohnen im Alter“. Bei der Gründungsversammlung platzte der Saal des Restaurants Landhaus aus allen Nähten. Über 90 Personen waren der Einladung gefolgt. „Die Euphorie war gross, aber wir hatten weder ein konkretes Projekt in Aussicht noch einen Franken in der Tasche“, erzählt Simon Schönenberger, der sich an der Versammlung zum Vereinspräsidenten



Nachbarschaft: In Wilen teilen sich die Bewohner von Pflege- wohngruppe, Alterswohnungen und Familienwohnungen den Aus- senraum. In der Gestaltung haben die Planer die unterschiedlichen Interessen berücksichtigt.

ten wählen liess. Bereits mit an Bord war die regionale Spitex-Organisation mit ihrem Präsidenten Martin Giger, der als früherer Gemeindeammann gut im Dorf vernetzt war. Die Spitex betrieb im benachbarten Wil SG bereits Pflegewohnungen, und „Wir wollten auch den Einwohnern von Wilen ein solches Angebot machen“, sagt Giger.

Der Verein konnte damals noch nicht wissen, dass mit der katholischen Kirchgemeinde Wil SG schon bald eine weitere wichtige Verbündete zum Projekt stossen sollte. Die grösste St.Galler Kirchgemeinde verfügte über Bauland in Wilen und wälzte die Idee einer integrierten Pflegewohnung schon seit dem Jahr 2000, wie sich der damalige Kirchenratspräsident Josef Fässler erinnert. „Wir schlossen uns den Plänen des Vereins mit einer Auflage an: Dass wir diese Überbauung zusammen realisieren.“ So entstand das Projekt Insieme: Die Kirchgemeinde plante auf dem grösseren Teil des Grundstücks zwei

Häuser mit je fünf Familienwohnungen und war bereit, der neu zu gründenden Baugenossenschaft das restliche Grundstück gegen Anteilscheine zu verkaufen. Die Genossenschaft übernahm die Bauherrschaft für ein zweigeschossiges Gebäude mit einer Pflegewohngruppe im Erdgeschoss und sechs altersgerechten 2,5-Zimmer-Wohnungen im 1. Stockwerk. Die Spitex wiederum holte beim Kanton Thurgau die nötige Bewilligung für 15 Pflegeplätze ein.

Anschubfinanzierung durch Gemeinde

Spätestens dann war der Moment gekommen, weitere Akteure ins Boot zu holen: die evangelisch-reformierte Kirchgemeinde und die politische Gemeinde Wilen. „Es war uns von Anfang an wichtig, dieses Projekt breit abzustützen“, betont Schönenberger. Mit der gemeinnützigen Baugenossenschaft wurde eine juristische Form gefunden, die steuerlich begünstigt ist „und den Leuten eine

Alterszentrum Engi, Wilen TG

Eröffnung: Oktober 2010

Pflegewohngruppe mit maximal 15 Plätzen in 13 Zimmern im Erdgeschoss. 6 Alterswohnungen à 2,5 Zimmer im 1. Stockwerk.

Trägerschaft: Genossenschaft Wohnen im Alter, Wilen

Betreiberin: Pflegewohngruppe: Thurvita AG (seit 1.1.2012)

Anlagekosten: 4,7 Millionen Franken

Dienstleistungen: Mittagstisch für Mieter der Alterswohnungen, Notrufsystem, unabhängiger Verein „Altersbetreuung Wilen“ organisiert gemeinschaftliche Aktivitäten.

gewisse Sicherheit gab“. Die reformierte Kirchgemeinde zeichnete Anteilscheine für 50'000 Franken, die politische Gemeinde für 150'000 Franken. Letzteres war keine Selbstverständlichkeit: Denn laut kantonaler Gesetzgebung darf die Gemeinde nur Pflegeleistungen, aber nicht Alterswohnungen finanzieren. Das Gesetz lässt lediglich eine Anschubfinanzierung





Von der Nachbarschaftshilfe zum Gemeindeprojekt

*Alterszentrum Engi,
Wilen TG*

→ zu, welche der Gemeinderat 2007 der Gemeindeversammlung vorlegte. Das Geschäft fand dort trotz kritischen Stimmen eine grosse Mehrheit. Insgesamt bewilligte die Gemeinde 400 000 Franken – 150 000 als Anteilscheine für die Genossenschaft und 250 000 Franken für die Ausstattung der Pflegewohnung.

Trotz dieser positiven Signale war man zu diesem Zeitpunkt – im Jahre 2006 – noch weit entfernt vom Spatenstich für die Überbauung. Parallel zur Eigenkapitalsuche finanzierte die katholische Kirchgemeinde als Grundeigentümerin einen Projektierungskredit von 250 000

Franken vor. Damit konnte ein Studienauftrag unter sechs Architekten ausgeschrieben werden.

Schwierige Geldbeschaffung

Noch fehlte aber das nötige Eigenkapital von 10 bis 20 Prozent der gesamten Investitionen von 4,7 Millionen Franken – also rund 500 000 bis 1 Million Franken. Ziel war, dass möglichst viele Einwohner und Gewerbetreibende Anteilscheine in der Höhe von 1000 Franken zeichneten. Eine entsprechende Broschüre wurde unter Volk gebracht. Besonders ins Zeug legte sich Spitex-Präsident Martin Giger. Der frühere

Gemeindeammann nutzte seine Kontakte und ging im Dorf von Tür zu Tür. Er machte dabei die Erfahrung, dass es sich nur lohnte, über 45-Jährige anzusprechen, „die Jüngeren fühlen sich von Altersthemen nicht betroffen“. Mitunter sei die Höhe des Betrags (1000 Franken) ein Hindernis gewesen. „Oft sagte man mir, für 500 Franken würde ich mitmachen.“ Die Zeichnung verlief harzig, und diese Zeit der Geldbeschaffung sei mühsam und nervenaufreibend gewesen, erinnert sich Simon Schönenberger. „Nach jedem Tausender malten wir buchstäblich wieder einen Strich auf unsere Liste.“ Zwischendurch gab es auch Lichtblicke: So schenkte eine vermögende Einzelperson der Genossenschaft 100 000 Franken.

Trotzdem reichte das bislang zugesagte Kapital noch nicht aus, um die lokalen Banken von der Fremdfinanzierung zu überzeugen. Die gute Vernetzung des Projekts erwies sich dabei als Bumerang, weil die Banken be-

fürchteten, ein Scheitern könnte vor Ort einen Domino-Effekt bewirken. Als ein Finanzinstitut nach dem andern absagte, habe er manchmal den Glauben an die Machbarkeit des Projektes verloren, räumt Genossenschaftspräsident Simon Schönenberger ein. Die ängstliche Haltung der Finanzinstitute sorgt bei ihm heute noch für Kopfschütteln. „Ein Bankenvertreter sagte uns: Wenn da etwas schief geht, wie stehen wir dann da?“

Die Genossenschaft suchte fieberhaft nach weiteren finanziellen Garantien und klopfte auch bei Bürgschaftsgenossenschaften an. Der Durchbruch kam schliesslich mit der Zusage eines Unterstützungsbeitrages von 500 000 Franken der Age Stiftung. Dadurch erreichte die Genossenschaft die geforderten 20 Prozent Eigenkapital. Daraufhin sagte die Raiffeisenbank der benachbarten Stadt Wil die Finanzierung zu. In die Pflicht genommen wurden auch die am Bau beteiligten Unternehmen. Sie mussten drei Prozent des



Früher mussten pflegebedürftige Betagte das Dorf Wilen verlassen und ins Pflegeheim umziehen. Nun können sie in der vertrauten Umgebung bleiben.

Auftragsvolumens während mindestens drei Jahren als Genossenschaftskapital stehen lassen.

An einem sonnigen Septembertag 2009 war es dann so weit. Das Foto des Spatenstichs zeigt sieben zufriedene Männer und Frauen mit der Schaufel auf dem Bauplatz: Nebst Genossenschaftspräsident Simon Schönenberger, Spitex-Präsident Martin Giger und Kirchenratspräsident Josef Fässler posieren der Gemeindeammann, der Wiler Stadtpfarrer, eine Vertreterin der reformierten Kirchgemeinde sowie der ausführende Architekt Markus Zunzer vor dem Bagger. Die Bauzeit dauerte 15 Monate. Dank strikter Budgetgenauigkeit bei Materialien und Geräten gelang es, den Kostenvoranschlag sogar leicht zu unterschreiten. Am 1. Oktober 2010 zogen die ersten Mieter in die sechs Alterswohnungen im Obergeschoss ein. Das Interesse an den Wohnungen war enorm. „Wir hätten die Wohnungen etwa fünf Mal vermieten können“, sagt Schönenberger.

Grosses öffentliches Interesse

Parallel nahmen die Spitex-Dienste Wil und Umgebung die Pflegewohnung mit 15 Betten in 11 Zimmern in Betrieb. Alle Pflegeplätze waren zwei Monate später ausgebucht. Ein Tag der offenen Tür stiess auf ein riesiges Interesse: Über 300 Personen besuchten das Zentrum. Zudem interessierten sich andere Institutionen – auch aus dem süddeutschen Raum – für das Projekt und dessen Entstehungsgeschichte.

Seit dem 1. Januar 2012 steht die Pflegewohngruppe in Wilen unter der Leitung der Thurvita AG, einer gemeinnützigen Aktiengesellschaft im Besitz von vier Gemeinden – unter ihnen Wil SG und Wilen TG. Wie vorher die Spitex mietet die Thurvita die Wohnung von der Genossenschaft. Vorrang bei der Belegung haben die Bewohner aus den Verbundgemeinden. In drei Fällen konnten bislang Bewohner der Alterswohnungen in die Pflegewohngruppe übertreten.

Rund sieben Jahre dauerten Planung und Realisierung des Alterszentrums in Wilen. Alle Beteiligten haben unzählige Stunden an Gratisarbeit investiert. „Doch die Genugtuung mitzuerleben, dass unsere Idee funktioniert, wiegt das Engagement bei weitem auf“, sagt Genossenschaftspräsident Simon Schönenberger im Rückblick. Und betont, dass ein solches Projekt nur gelingen kann, „wenn man Allianzen sucht und die richtigen Leute mit ins Boot nimmt“. Zudem brauche es „Biss und Überzeugungskraft“, um Verhandlungen mit Geldgebern zu führen und an Gemeindeversammlungen aufzutreten. Was er heute anders machen würde? „Man hat uns schon vorgehalten, wir hätten zu wenig Alterswohnungen gebaut.“ Aber ein grösseres Vorhaben als das kompakte 4,7-Millionen-Projekt wäre finanziell kaum zu stemmen gewesen, gibt Schönenberger zu bedenken. „Und dann wären wir heute möglicherweise nicht viel weiter als 2003.“ ●

Drei Tipps

- 1** Allianzen schmieden: Die richtigen Leute zu einem frühen Zeitpunkt ins Boot holen.
- 2** Bedürfnisse und Voraussetzungen klären: Ohne das knappe Gut Bauland bleibt das beste Projekt ein Wunschtraum.
- 3** Persönliches Engagement: Die Bereitschaft, unentgeltlich Zeit und Energie zu investieren.



„Frühzeitig Schlüsselpersonen ins Boot holen“

*Interview mit Simone Gatti,
Organisationsberaterin und Gerontologin*

Das Gespräch führte
Theodora Peter

Wer in seiner Gemeinde das Angebot einer Pflegewohngruppe realisieren will, muss den Bedarf sorgfältig abklären und breite Allianzen schmieden. Dies rät die Organisationsberaterin und Gerontologin Simone Gatti, die als Fachfrau Gemeinden und Organisationen begleitet.

Nehmen wir an, ich möchte mit Gleichgesinnten in meiner Gemeinde eine Pflegewohngruppe initiieren. Wie müssen wir vorgehen?

Simone Gatti: Sie müssen sich zunächst ein paar Fragen stellen: Verfügt unsere Gemeinde überhaupt über Pflegeplätze? Wo befinden sich diese? Decken diese den Bedarf? Weiter ist es ganz wichtig, im eigenen Dorf eine Gruppe mit Schlüsselpersonen zusammenzubringen, die das gleiche Anliegen vertreten. Dazu braucht es Personen, die in der Gemeinde akzeptiert sind und auf die man hört.

Wer können solche Schlüsselpersonen sein?

Das kann ein ehemaliger Gemeindepräsident sein, der im Dorf gut verankert ist. Oder das kann eine frühere Vereinspräsidentin sein, die bekannt ist und geschätzt wird. Schlüsselpersonen sind in der Regel Wissensträger und keine polarisierende Persönlichkeiten. Deren Unterstützung nützt aber nur dann,



Häuser mit altersgerechten Wohnungen und einer Pflege-
wohngruppe im EG (Haus links): In Madiswil wollten die
Besitzer ihr Land einer sinnvollen Nutzung zuführen (links).
Zentrales, verkehrstechnisch erschlossenes Bauland: Im
Rahmen ihrer Projektpartnerschaft verkaufte die Kirche-
gemeinde Wil der Baugenossenschaft Wohnen im Alter Wilen
das Grundstück gegen Anteilsscheine (rechts).

wenn die Gemeinde im Projekt einen Nutzen sieht.

Welchen Nutzen bringt denn der Gemeinde eine Pflege- wohngruppe im Dorf?

Eine Pflegewohngruppe wird in der Regel mit dem Bau von Alterswohnungen kombiniert. Dank diesem kombinierten Angebot ist die Wahrscheinlichkeit gross, dass die Bewohner der Alterswohnungen erst zu einem späteren Zeitpunkt ein Pflegebett benötigen, weil sie vor Ort Dienstleistungen der Pflege-
wohngruppe in Anspruch nehmen können. Eine Gemeinde kann deshalb folgende Rechnung anstellen: Wird die Pflegebedürftigkeit hinausgeschoben, muss also die Gemeinde ein Pflegebett erst zu einem späteren Zeitpunkt mitfinanzieren, ergibt dies ein Sparpotenzial von geschätzten 300 000 Franken pro Person und Jahr.

Stossen entsprechende Projekte bei den Gemeinden auf offene Ohren?

Seit dem Inkrafttreten des Bundesgesetzes über die Neuordnung der Pflegefinanzierung spüren im Kanton Zürich die Gemeinden die Folgekosten, die ihnen von den Pflegeplätzen in Heimen anfallen, da ihnen die ungedeckten Restkosten überwältigt werden. Deshalb ist hier die Bereitschaft der Gemeinden, sich auf dorfeigene Projekte einzulassen, spürbar gestiegen.

Welche Voraussetzungen braucht es – abgesehen vom politischen Willen und dem nachgewiesenen Bedarf an Pflegeplätzen – sonst noch zur Realisierung einer Pflege- wohngruppe?

Es braucht ein Objekt beziehungsweise Bauland. Dabei sollte der Landverkäufer bereit sein, den Boden nicht dem Meistbietenden zu verkaufen. Wenn man einen zu hohen Landpreis entrichten muss, wird es schwierig, für Alterswohnungen zahlbare Mieten realisieren zu können. Dies betrifft Pflegewohngruppen etwas weniger stark, da de-

ren Bau im Vergleich mit Heimen immer noch deutlich günstiger ausfällt. So kostet das Erstellen eines Pflegeplatzes in einer Pflege-
wohngruppe rund 200 000 bis 250 000 Franken. In einem Heim betragen die Erstellungskosten pro Pflegeplatz 400 000 bis 500 000 Franken. Dies hängt mit den hohen Infrastrukturkosten zusammen.

Was ist bei der Planung und Konzeption eines solchen Projektes besonders wichtig?

Zentral ist, dass man die gegenseitigen Erwartungen aller Beteiligten klärt. So sollte man zum Beispiel auch die Erwartung des Landbesitzers kennen, der möglicherweise etwas Gutes tun möchte – und dafür das Land nicht dem Meistbietenden verkauft. Während des ganzen Planungsprozesses muss laufend geklärt werden, ob noch alle im gleichen Boot sitzen. Wenn der Prozess nicht zu einem Miteinander führt, riskiert man, dass sich Lager bilden, was enorme Ressourcen bindet. Deshalb ist es



Simone Gatti

Als Fachfrau für Altersarbeit berät Simone Gatti Trägerschaften, Institutionen und Gemeinden. Die Organisationsberaterin führt in Wallisellen ein Büro für Organisationsentwicklung, Projektleitung und Coaching. Nach der Ausbildung zur Organisationsberaterin und zum Coach BSO absolvierte sie den universitären Nachdiplomstudiengang in Gerontologie mit einem Fokus auf Wohntrends für ältere Menschen. Sie ist Präsidentin der Genossenschaft ZukunftsWohnen 2. Lebenshälfte und engagiert sich im Vorstand von Wohnbaugenossenschaften Schweiz, dem Dachverband der Gemeinnützigen Wohnbauträger.

→

18 „Frühzeitig Schlüsselpersonen ins Boot holen“

.....
*Interview mit Simone Gatti,
Organisationsberaterin und Gerontologin*

→ wichtig, dass sich alle Beteiligten – Investor, Betreiber, Architekt und Baukommission oder Totalunternehmer – an den gleichen Tisch setzen. Das macht den Prozess zwar aufwendiger, vermeidet aber Reibungsverluste.

Welche Stolpersteine gilt es sonst noch zu vermeiden?

Wenn man in einem Dorf ein kleines Projekt startet, dann fehlt einem mitunter das Knowhow, um an alle nötigen Aspekte zu denken. Man muss das Rad nicht neu erfinden, sondern Fachleute mit entsprechenden Erfahrungen an Bord holen. So hat der Dorfarchitekt möglicherweise noch keine Erfahrungen mit dem Bau altersgerechter Wohnungen. Hier kann man bestehendes Fach-

wissen abholen, etwa beim Verband Wohnbaugenossenschaften Schweiz.

Muss man auch Idealvorstellungen über Bord werfen?

Ja. Ich denke etwa an das Beispiel einer Mehrgenerationen-Siedlung, wo man von der Idealvorstellung ausging, dass die jungen Familien den alten Menschen im Alltag helfen und die Älteren im Gegenzug deren Kinder hüten. Auch wenn die Absicht zu Beginn ernsthaft vorhanden ist, kann es sein, dass die gegenseitige Sympathie und das Vertrauen nicht zu einem solchen persönlichen Engagement führt. Wahrscheinlich ist, dass sich andere stimmige Berührungspunkte ergeben. Dazu allerdings braucht es einen

freiwilligen Prozess, der allenfalls moderiert werden muss.

Kann die Präsenz einer Pflegewohngruppe in einer Siedlung jüngere Mieter gar abschrecken?

Das Argument, wonach der Einbau einer Pflegewohngruppe in einer Siedlung zu einem Minderwert führen könnte, habe ich auch schon von einem Investor zu hören bekommen. Die Realität zeigt aber das Gegenteil: Die Präsenz einer Pflegewohngruppe löst oft eine grosse Wohnungsnachfrage in der betreffenden Siedlung aus – das gilt nicht nur für Mietwohnungen, sondern auch für Eigentumswohnungen. Gerade für allein lebende Menschen und ältere Paare bietet eine solche Perspektive eine grosse Planungssicherheit.

Welches Interesse hat ein Bauträger daran, eine Pflegewohngruppe in eine Siedlung zu integrieren?

Zunächst kann er grundsätzlich auf eine gute Zusammenarbeit mit der betreffenden Gemeinde zählen. Zudem wird mit dem Erdgeschoss, wo sich die Betreiber einer Pflegewohngruppe meis-

tens einmieten, ein exponierter Hausteil belegt. Denn Räume im Parterre sind für einen Investor nicht immer einfach zu vermieten oder zu verkaufen. Gerade allein lebende Seniorinnen möchten häufig lieber nicht im Erdgeschoss wohnen. Durch die Präsenz des 24-Stunden-Betriebs einer Pflegewohngruppe wird das Erdgeschoss eines Hauses zu einem sicheren Bereich, der niemals verwaist ist.

Siedlungen mit integrierter Pflegewohngruppe werden oft von Stiftungen oder Genossenschaften getragen. Welche Form der Trägerschaft ist aus Ihrer Sicht bei solchen Projekten ideal?

Entscheidend ist für mich ein zentrales Kriterium: Die Trägerschaft muss eine gemeinnützig orientierte Organisationsform sein. Ob es sich dabei um eine Stiftung, um eine Genossenschaft oder gar eine Aktiengesellschaft handelt, spielt keine Rolle. Die Gemeinnützigkeit ist deshalb zentral, damit keine Gewinne abgeführt werden. Dadurch müssen die Mieten keine Rendite abwerfen, die über den Unterhalts- und Erneuerungsbeitrag hinausgeht.

Gibt es dennoch Vor- und Nachteile der verschiedenen Rechtsformen?

Die Form der Stiftung hat allenfalls den Vorteil, dass sie eher in den Genuss einer Schenkung kommt. Kaum verbreitet ist die Form der gemeinnützigen Aktiengesellschaft, da diese Rechtsform im Volksempfinden zu stark mit Gewinnorientierung verknüpft wird. Hingegen gilt die Genossenschaft in der Schweiz als klassische Form der Selbsthilfe. Dabei muss man sich aber bewusst sein, dass der Neuaufbau einer Genossenschaft enorm viel Arbeit mit sich bringt, die auf ungezählten Stunden Gratisarbeit basiert. Im Idealfall sucht man sich also bereits eine bestehende Trägerschaft, die bereit ist, das Projekt in einer Kooperation mitzutragen. Dazu gibt es erfolgreiche Beispiele, wo sich eine kleine mit einer grossen Genossenschaft zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen hat. In solchen Kooperationen liegt auch ein Schlüssel zum Erfolg. Denn als junge Genossenschaft fängt man in der Regel bei null an – sei es beim Knowhow wie auch bei der Finanzierung.

Welche Herausforderungen stellen sich bei der Finanzierung eines Projektes?

Wenn die Trägerschaft von Personen getragen wird, die über 65 Jahre alt sind, dann fliesst diese Tatsache bei den Banken als Kriterium für die langfristige Tragbarkeit einer Fremdfinanzierung ein. Die Bank wird in diesem Fall mehr Garantien und mehr Eigenkapital verlangen. Deshalb ist es für eine Trägerschaft sehr wichtig, in irgendeiner Form von der Gemeinde eine Unterstützung zu erhalten – am besten mit Anteilskapital. Denn der Kapitalbedarf ist enorm: Wer bei null startet, muss mindestens 30 Prozent Eigenmittel aufbringen. Dabei gelten kurzfristige Darlehen für die Banken nicht als Eigenmittel. Nur langfristige Darlehen, die von den Geldgebern für 10 bis 15 Jahre zugesichert sind, werden bei einer Fremdfinanzierung als Eigenmittel einberechnet.

Wie kommt man als Träger-schaft eines Bauprojektes zu Fremdkapital?

Als gemeinnütziger Bauträger kann man Bundesgelder aus dem sogenannten Fonds de Roulement beantragen. Dabei

handelt es sich um zinsgünstige und rückzahlbare Darlehen für Wohnobjekte, die den Fördergrundsätzen des Wohnbauförderungsgesetzes entsprechen. Pro Wohnung kann dabei ein Darlehen von 15 000 bis 50 000 Franken beantragt werden, dies je nach Energiestandard. Verwaltet wird der aus Bundesmitteln gespeisene Fonds vom Verband Wohnbaugenossenschaften Schweiz. Dieser führt auch eine Solidaritätsstiftung, bei der man ebenfalls Finanzhilfen beantragen kann. Weiter gibt es die Stiftung Solinvest, die sich während der ersten Betriebsjahre am Eigenkapital von gemeinnützigen Wohnraum beteiligt – mit einem Maximalbetrag von 10 000 Franken pro Wohnung. Grundsätzlich gilt: Wenn man ein förderungswürdiges Projekt vorweisen kann, dann steht man auch gegenüber der Bank besser da. Langfristig günstige Finanzierungen bietet den gemeinnützigen Wohnbauträgern zudem die Emissionszentrale gemeinnützige Wohnbauträger EGW an.

Hat die Planung einer Pflege-wohngruppe innerhalb eines

Wohnbauprojektes einen positiven Einfluss auf dessen Finanzierung?

Nein, im Gegenteil. Der Fonds de Roulement finanziert grundsätzlich keine Pflegeplätze. In diesem Fall muss man gut begründen können, dass es sich bei der Fläche, die von der Pflegewohngruppe belegt wird, um förderungswürdige Wohnungen handelt. Das erleichtert die Finanzierung leider nicht, obwohl die spätere Vermietung dieser Fläche ja bereits gesichert ist.

Welches sind die häufigsten Gründe für das Scheitern eines altersspezifischen Wohnbauprojektes?

Projekte scheitern dann, wenn man es verpasst, Kooperationen einzugehen und die Leute frühzeitig ins Boot zu holen. Es geht also nicht ohne einen Prozess, der breit abgestützt wird. Im Falle einer Gemeindeabstimmung müssen die Stimmbürger nachvollziehen können, weshalb ein Projekt nicht nur für eine kleine Gruppe Betroffener, sondern für die kommenden Generationen sinnvoll ist. Dieser Prozess braucht Zeit und einen langen Atem. ●

Tabelle | Finanzierungsinstrumente

	Fonds de Roulement (FdR)	Stiftung Solidaritätsfonds	Stiftung Solinvest
Rechtsform	Keine: treuhänderische Verwaltung von Darlehen	Stiftung	Stiftung
Herkunft der Mittel	Darlehen des Bundes	Stiftungskapital Freiwillige Beiträge Zins- und Finanzerträge	Stiftungskapital Langfristige Darlehen Freiwillige Spenden Finanzerträge
Kapitalart	Verzinsliche, rückzahlbare Darlehen	Verzinsliche rückzahlbare Darlehen, sowie in beschränktem Umfang A-fonds-perdu-Beiträge	Eigenkapitalbeteiligung
Hauptzweck	Förderung von preisgünstigem Wohnraum	Förderung von gemeinnützigem Wohnungsbau und Mithilfe bei finanzieller Sanierung	Förderung von gemeinnützigem Wohnungsbau und Halten dessen Marktanteils
Dauer	20 bzw. max. 25 Jahre	20 bzw. max. 25 Jahre	Max. 10 Jahre
Zielgruppe	Alle gemeinnützigen Wohnbauträger	Alle gemeinnützigen Wohnbauträger, jedoch primär kapital-schwache, aber entwicklungs-fähige Bauträger	Alle gemeinnützigen Wohnbauträger, vor allem aber kleinere Genossenschaften, die wachsen wollen, sowie neue Genossenschaften, die bauen oder kaufen wollen

Ein sensibles Gebilde

*Pflegewohngruppe Bünzpark,
Waltenschwil AG*

von **Susanne Wenger**

20



Die Aargauer Gemeinde Waltenschwil realisierte mit dem Bünzpark eine Wohnüberbauung, in der die Generationen zusammenleben. Der Betrieb der Pflegewohngruppe wurde den Profis des regionalen Pflegezentrums Reusspark übertragen. In der Aufbauphase gab es einige Lehren zu ziehen.

Brotsuppe, Brätkügeli, Kartoffelstock, Gemüse und Ovo-Mousse: Das Mittagessen in der lichtdurchfluteten Wohnküche der Pflegewohngruppe ist beendet. Ein betagter Bewohner mit Rollator sucht den Weg zurück zu seinem Zimmer – und findet ihn mit der sanften Unterstützung einer Mitarbeiterin. Andere streben langsam der ebenerdigen Terrasse zu, um sich gemeinsam auszuruhen. Am nahen Dorfbach, der Bünz, zirpen Gril-

len und zwitschern Vögel. Doch auch die Betriebsamkeit des Dorfzentrums ist nicht weit entfernt. Die Terrasse für die Pflegebedürftigen geht stufenlos in einen offen gestalteten Platz über, der das Gebäude der Pflegewohngruppe mit zwei anderen Wohnhäusern verbindet. In 20 altersgerecht gebauten Mietwohnungen leben dort Ältere, Jüngere und Familien. „Meine Enkelin wohnt gleich gegenüber. Wir sehen uns jeden Tag“, freut



In der Siedlung Bünzpark unterhalten sich ein Bewohner der Pflegewohnung und eine Freiwillige mit einer Mieterin aus der Nachbarschaft (links). Eine Bewohnerin der Pflegewohnung wird von ihrer Enkelin besucht. Diese wohnt im Haus gegenüber.

sich eine Bewohnerin der Pflegewohngruppe.

Die Generationen zu mischen, gehört zum Konzept der neuen Überbauung Bünzpark, die 2013 bezogen wurde. Sie wirkt modern mit farbigen Akzenten. Und doch fügt sie sich gut in die ländliche Umgebung des Dorfes im Aargauer Freiamt ein. Mit der Integration einer Pflegewohngruppe reagierte das 2600 Einwohner zählende Waltenschwil auf den zunehmenden Bedarf an Pflegeplätzen. 2007 verpflichtete der Kanton die Gemeinden, genügend stationäre Pflegeplätze bereitzustellen. Bis dahin mussten die Einwohner Waltenschwils in auswärtige Heime wechseln, wenn sie pflegebedürftig wurden. „Doch zu einem wohnlichen Dorf gehört auch das Alter“, unterstreicht Josef Füglistaler, Präsident des Trägervereins Bünzpark und bis 2011 Gemeindeammann von Waltenschwil. Ausgehend vom Legat eines Einwohners, begann die Gemeinde 2008 auf ihren Landreserven zu planen. Der neu gegründete Trägerverein

schrrieb den Betrieb der Pflegewohngruppe aus. Den Zuschlag erhielt 2011 das Zentrum für Pflege und Betreuung Reusspark, eine grosse Institution aus dem nahen Niederwil.

„Es braucht Leute mit Herz“

Zwei Reusspark-Vertreter nahmen Einsitz in die Baukommission. Der frühzeitige Einbezug des Betreibers sei wünschenswert, stellt Michelle Randazzo, Leiterin Geriatrie im Reusspark, fest. Eine Planung, die den Bedürfnissen der Betagten Rechnung trage, erleichtere später den Betrieb. Im Falle des Bünzarks seien das teils lebhaftere Aushandlungsprozesse mit den Architekten gewesen. Unterstützt wurde die Planung vom Waltenschwiler Dorfarzt. In den Zimmern der Pflegewohnung fehlen nun jegliche Schwelgen. Die Gestaltung wirkt ruhig. Die Räume sind hell und von klaren Linien geprägt, damit sich alle zurechtfinden. Es gibt ein Lichtkonzept, das Depressionen vorbeugt. Dass sich die 14 Einzelzimmer der Pflegewohnung auf zwei

Bünzpark, Waltenschwil AG

Eröffnung: März 2013

Ein Haus mit Pflegewohngruppe mit 14 Plätzen im Erdgeschoss und im 1. Stock. Zwei Häuser mit 20 altersgerecht gebauten Mietwohnungen für Ältere, Jüngere und Familien (4 Wohnungen à 4,5 Zimmer, je 8 Wohnungen à 3,5 Zimmer und 2,5 Zimmer).

Trägerschaft: Trägerverein Bünzpark, beauftragt von der Gemeinde durch einen Leistungsvertrag.

Betreiberin Pflegewohngruppe: Zentrum für Pflege und Betreuung Reusspark, Niederwil. Leistungsvereinbarung mit dem Trägerverein Bünzpark.

Anlagekosten: 17,25 Millionen Franken

Dienstleistungen der Pflegewohngruppe für Externe: Mittagstisch für Mieter der Wohnungen, Notrufsystem über Telealarm.

Eine ausführliche Projektdokumentation sowie eine Marktstudie zum Wohnangebot des Bünzarks sind greifbar unter www.age-stiftung.ch/buenzpark

Stockwerke verteilen, war hingegen nicht mehr zu ändern – eine Erschwernis für Menschen mit eingeschränkter Mobilität. Ein behindertengerechter Lift sorgt jedoch für Abhilfe.

Sechs der 14 Pflegewohngruppe-Bewohnenden stammen der-





Ein sensibles Gebilde

*Pflegewohngruppe Bünzpark,
Waltenschwil AG*

→ zeit aus Waltenschwil, die übrigen aus der Region. Sie werden nach den professionellen Standards des Reussparks gepflegt. „Wir beachten das Normalisierungsprinzip“, sagt Michelle Randazzo. Das bedeute, die Menschen möglichst ihren gewohnten Tagesablauf leben zu lassen. 14 Mitarbeitende teilen sich in der Pflegewohngruppe 9,8 Stellen. 5,8 dieser Stellen werden von Pflegefachpersonal besetzt. Wegen des familiären Rahmens erfordert die Mitarbeit in einer Pflegewohngruppe ein bestimmtes Profil: „Es braucht Leute mit Herz, die bereit sind,

sich auf Beziehungen einzulassen“, sagt Michelle Randazzo.

Belegungsregeln angepasst

Von Vorteil seien Lebens- und Berufserfahrung, hohe Selbst- und Sozialkompetenz sowie Teamfähigkeit. Und die Mitarbeitenden müssten sich eher als Allrounder denn als Spezialisten verstehen: „Wer zu uns arbeiten kommt, muss kochen können.“ Auch die tägliche Aktivierung mit den Bewohnenden – vorlesen, spielen, spazieren gehen – obliegt den Pflegenden. Sie werden im Bünzpark von einem Dutzend Freiwilligen aus der Region unterstützt.

Dank flexiblen Arbeitszeitmodellen und fortschrittlichen Arbeitsbedingungen war es bisher kein Problem, Personal für die Wohngruppe zu rekrutieren. Doch nicht für alle sei's der richtige Arbeitsort, sagt Michelle Randazzo. Im ersten Betriebsjahr kam es zu vielen Personalwechsellern. Das zeige: „Die Anforderungen sind hoch, gerade in der Aufbauphase, wenn es gilt, Strukturen zu schaffen.“

Die Bewohnerinnen und Bewohner sind mittel bis schwer pflegebedürftig. Einige sind demenzkrank, aber nicht weglaufgefährdet. Wer eine psychische Störung hat, wird nicht aufgenommen. Die Belegungsregeln habe man relativ rasch anpassen müssen, erzählen die Verantwortlichen. Ursprünglich war geplant, noch einigermaßen selbständige Pflegebedürftige aufzunehmen, die sich in grösserem Umfang an den Haushaltsarbeiten beteiligen könnten. Diese Menschen sollten dann bis zu ihrem Tod in der Pflegewohngruppe bleiben können. Doch das Konzept ging betriebswirtschaftlich nicht auf: „Für den

Fall, dass die Bewohner schwerer pflegebedürftig werden, müssen wir entsprechende Leistungen stets parat haben“, erklärt Tobias Breitschmid, Leiter Finanzen und Personal im Pflegezentrum Reusspark. Wenn die Mehrheit aber über längere Zeit auf einer tieferen Pflegestufe bleibe, könnten die Kosten für die Vorhalteleistungen wegen des geringeren Ertrags nicht gedeckt werden.

Das Ziel: selbsttragend

So haben inzwischen Personen mit grösserem Unterstützungsbedarf bei der Belegung Vorrang. Neu werden auch Sterbende aufgenommen, die in der Pflegewohngruppe ihre letzten Tage oder Wochen verbringen. Betreut werden sie nach dem Palliativkonzept des Betreibers Reusspark. Anders als anfänglich geplant, steht die Pflegewohngruppe zudem Feriengästen offen. Denn jeder Zimmer-Leerstand ist in der Betriebsrechnung sofort spürbar. „Eine Pflegewohngruppe ist ein sensibles Gebilde“, sagt Michelle Randazzo.



Familiäre Atmosphäre vor dem Haus der Pflege-
wohngruppe (links), das sich im Haupteingang des
Gebäudes gegenüber spiegelt (rechts). Die Neubau-
ten flankieren den zentralen Platz der Siedlung.

Das richtige Mass gelte es auszuloten. Die 14 Plätze sind zwar pflegerisch sinnvoll, betriebswirtschaftlich aber an der unteren Grenze. Weil die Bünzpark-Gruppe auf der Pflegeheimliste des Kantons Aargau figuriert, finanziert sie sich auch über Beiträge der öffentlichen Hand an die Pflege-Restkosten. Gleichzeitig muss sie die Vorgaben zu qualifiziertem Personal, Zimmergrösse und Vollkostenrechnung erfüllen.

Innerhalb des Bünzarks wird die Pflegewohngruppe ein Stück weit von den Mietwohnungen quersubventioniert. Und in Not-situationen würde die Gemeinde mit maximal 50000 Franken pro Jahr einspringen. Zwischen Bünz- und Reusspark ergeben sich Synergien. So liefert das Reusspark-Zentrum das Mittagessen in die Pflegewohngruppe. Die Pensions- und Betreuungskosten sind in der Pflegewohngruppe leicht höher als im Reusspark selber. Und doch bleibe es „eine Herausforderung“, die Pflegewohngruppe selbsttragend zu führen und Investitionen zu er-

möglichen, stellt Reusspark-Finanzchef Breitschmid fest. Er weist auf steigende Ansprüche der Bewohnerschaft. Viele erwarteten heutzutage WLAN in der Institution. Trägerverein-Präsident Füglistaler spricht von einem „Spagat zwischen der pflegerisch-menschlichen und der finanziellen Sicht“. Je kleiner die Einheit, desto grösser der Spagat.

Ein Gewinn für die Gemeinde

Die Generationen, die im Bünzpark zusammenleben, sollen sich dort auch begegnen. So steht es im Konzept. Die Mieter in den Wohnungen können in der Pflegewohngruppe gegen Bezahlung am Mittagessen teilnehmen. Das wird regelmässig genutzt. Zudem können ältere Mieter die Pflegewohngruppe über ein telefonisches Notrufsystem erreichen – aber erst an dritter Stelle, wenn zwei vorherige Kontakte nicht erreichbar sind. Über Nothilfe hinausgehende Pflegeleistungen kann und darf die Pflegewohngruppe nicht anbieten. Mit Veranstaltungen will der Trägerver-

ein das Sozialleben im Bünzpark künftig stärker fördern. Auch Leute aus dem Dorf sind willkommen. Erwogen wird der Einbau eines öffentlichen Cafés in einem Neubau auf dem Areal.

Bei aller wünschbaren Integration gilt es jedoch auf die Pflegebedürftigen und ihre Privatsphäre Rücksicht zu nehmen, wie die Verantwortlichen erfahren haben. Gerade Demenzkranke ertragen keinen Rummel, sagt Michelle Randazzo: „Die richtige Mischung aus Gemeinschaftsleben und Ruhe müssen wir erst noch finden.“ Kein Zweifel: Im Bünzpark hat man in der Aufbau-phase einige „Lehrblätze“ gemacht. Vom Konzept der dezentralen Pflegewohngruppe sind die Beteiligten aber nach wie vor überzeugt: „Die Menschen können ihr Netzwerk behalten“, sagt Michelle Randazzo, „das ist sehr schön.“ Für die Gemeinde sei es ein Gewinn, dass die Pflegebedürftigen vor Ort blieben, fügt Josef Füglistaler an: „Unser Leben hat einen Anfang und ein Ende. Das soll man zeigen dürfen.“ ●

Drei Tipps

1 Flexibel bleiben: Nicht stur an Idealvorstellungen festhalten. Wissen, was die Bedürfnisse der Bewohner sind, und die Pflegewohngruppe entsprechend gestalten.

2 Sorgfältig planen. Überlegen, was es für den Betrieb der Pflegewohngruppe braucht, um nicht nach kurzer Zeit von Investitionsbedarf überrascht zu werden.

3 Viel und gut öffentlich kommunizieren, aber dabei realistisch bleiben.

Planen und betreiben

Pflegewohngruppen aus betriebswirtschaftlicher Sicht

von **Ruth Köppel**

24



Ruth Köppel

Dr. oec. HSG Ruth Köppel ist die Inhaberin von OrgaVisit. Sie berät seit 2001 Alters- und Pflegeheime, Trägerschaften und Gemeinden.

Pflegewohngruppen bieten grosse Vorteile für Gemeinden, Quartiere und BewohnerInnen. Bei deren Planung wird bereits vieles festgelegt, was für den späteren Betrieb wichtig ist. Dieser Artikel zeigt Beachtenswertes und eine Palette unterschiedlicher Konzepte auf.

Die ideale Ergänzung zum Pflegeheim

Viele Menschen möchten in der Nähe ihres Wohnortes bleiben, auch wenn sie auf Pflege und Betreuung rund um die Uhr angewiesen sind. Mit Pflegewohngruppen können auch kleinere Gemeinden diesen Wunsch erfüllen. Zudem sind sie ein flexibles Instrument, zusätzliche Pflegeplätze relativ schnell und mit vergleichsweise geringen Investitionskosten bereitzustellen – und nötigenfalls wieder aufzuheben. Pflegewohngruppen sind im Ort verankert. Sie kaufen dort ein, bieten Arbeitsplätze und beleben die Siedlung.

Pflegewohnungen können wohnlich eingerichtet werden und der Alltag ist so, wie es die meisten von uns im Laufe des Lebens einmal gewohnt waren: man plant das Mittagessen, geht einkaufen, kocht und isst zusammen. Das Dabeisein bei diesen unspektakulären Alltagstätigkeiten bietet viele Anregungen und Kontakte zu MitbewohnerInnen und MitarbeiterInnen.

Die überschaubare Grösse ermöglicht tragfähige Beziehungen. Eine sogenannte Bezugspersonenpflege kann in Reinkultur

gelebt werden und die Mitarbeitenden wissen, wie sich der Gemüts- und Gesundheitszustand einer Bewohnerin im Zeitverlauf entwickelt hat, auch ohne dass sie dies in der Pflegedokumentation nachlesen müssen. Für das Zusammenarbeiten ist wenig Bürokratie notwendig: die Wege sind kurz, die Hierarchie flach und Schnittstellenprobleme treten schon gar nicht auf.

Gesetzliche Anforderungen an den Betrieb

An Pflegewohngruppen werden weitgehend die gleichen Anforderungen gestellt wie an die viel grösseren Pflegeheime: Sie benötigen eine Bewilligung und müssen auf der kantonalen Pflegeheimliste stehen, damit sie für ihre BewohnerInnen Beiträge der Krankenkasse und der öffentlichen Hand erhalten. Sie müssen den Forderungen der Feuerpolizei nachkommen, die Anweisungen der Lebensmittelkontrolle befolgen und den Richtstellenplan einhalten. Sie sind verpflichtet, alljährlich für den Bund eine detaillierte Statistik auszufüllen, je nach Kanton für das Berechnen der Pflegefinanzierung die entsprechende Kostenrechnung

abzugeben, ein umfangreiches Qualitäts-Reporting einzureichen oder den Betrieb zertifizieren und auditieren zu lassen. Mit dem Erfüllen all dieser Anforderungen kommen nicht nur die Leitungen von Pflegewohngruppen regelmässig fachlich und zeitlich an ihre Grenzen.

Von der Vielzahl an Anforderungen sind folgende Fragen bereits ganz zu Beginn der Planung zu beantworten:

1. Besteht aufgrund der kantonalen Bedarfsplanung überhaupt die Möglichkeit, am vorgesehenen Standort auf die Pflegeheimliste zu kommen?
2. Ist mit den verlangten Präsenzzeiten und Stellenschlüsseln ein selbsttragender Betrieb möglich und wenn ja, unter welchen Bedingungen?
3. Sind die vorgesehenen Räumlichkeiten bewilligungsfähig?

Beim Finden von Geldgebern und von Antworten auf obige Fragen können in der Regel gut in der Gemeinde vernetzte InitiatorInnen mit mehr Rückenwind rechnen als isoliert handelnde Einzelpersonen. Letztere berichten öfters von einem eisigen Gegenwind, welcher ihr Projekt in Richtung Scheitern trieb.

Aufgrund rechtlicher Anforderungen können Mitarbeitende von Pflegewohngruppen keine anderen HausbewohnerInnen pflegen: Weder dürfen sie die Pflegewohngruppe alleine lassen, noch können sie der Krankenkasse eine Rechnung für diese ambulanten Leistungen stellen (und der Aufwand für eine entsprechende Spitex-Bewilligung und -Abrechnung wäre zu gross).

Auf Seite der Gesetzgeber sowie der Bewilligungs- und Kontrollinstanzen ist Goodwill notwendig, damit trotz der Vorschriften überhaupt ein gemütliches Zusammenleben in Pflegewohngruppen möglich ist. Ein Lichtblick sind hier Kantone, welche bei Pflegewohnungen Gesprächsbereitschaft signalisieren, zum Beispiel wenn es um die Raumgrössen in Altbauten und Mietwohnungen geht¹.

Betriebswirtschaftliche Besonderheiten von Pflegewohngruppen

Pflegewohngruppen haben gegenüber Pflegeheimen zwei Besonderheiten: die geringe Anzahl Plätze und das familienähnliche Zusammenleben. Wegen der geringen Anzahl Plätze sind Pflege-

wohngruppen auf eine gute Auslastung angewiesen: Steht bei acht Betten eines leer, fehlt ein Achtel des Ertrags. Trotzdem kann die Zahl der Mitarbeitenden kaum angepasst werden: Alleine für eine 24-Stunden-Präsenz während 365 Tagen braucht es rund 500 Stellenprozente. Deren Kosten lassen sich in der Regel nicht alleine mit den Pensions- und Betreuungstaxen decken und die Pflegewohngruppe muss in grösserem Umfang Erträge aus Pflorgetaxen generieren können. Untenstehende Tabelle zeigt, wie hoch der Pflegebedarf der BewohnerInnen sein muss, damit eine Minimal-Präsenz mit 500 Stellenprozente respektive eine zeitweise Doppelbesetzung mit 700 Stellenprozente ausgelastet werden können. Das Fazit: Ganz im Gegensatz zur weit verbreiteten Meinung funktionieren Pflegewohngruppen aus betriebswirtschaftlichen Gründen nur mit stark pflegebedürftigen Menschen. Und: Mitarbeitende und nicht BewohnerInnen erledigen die Haushaltsarbeiten (Letztere beteiligen sich höchstens zeitweise und punktuell daran).

Im Gegensatz zu Heimen ist in Pflegewohngruppen wegen der geringen Zahl von Stellen-

prozente kaum Arbeitsteilung und Spezialistentum möglich – und auch nicht erwünscht: Im familienähnlichen Zusammenleben sind Haushalt, Betreuung und Pflege stets eng miteinander verknüpft³. Dies verlangt von den Mitarbeitenden neben pflegerischen auch sozialpädagogische und alltagspraktische Fähigkeiten.

Bei einem familienähnlichen Zusammenleben ist die Stimmung in der Gruppe sehr wichtig. Dies hat zwei Konsequenzen: Erstens müssen die BewohnerInnen einigermaßen zusammenpassen. Verschiedene Wohngrup-



¹ Beispiel Kanton Graubünden – Pflegegruppen-Richtlinienprogramm 3. Januar 2012.

² Annahmen (Quelle: HeBeS-Benchmarking 2011): Pension: 1,4 Stunden pro Aufenthaltstag; Betreuung: 0,4 Stunden pro Aufenthaltstag; Pflege: 1,3 Minuten pro Pflegeminute (auf eine verrechenbare Pflegeminute kommen 0,3 Minuten nicht verrechenbarer Zeit zum Beispiel für Pausen und das Einarbeiten neuer Mitarbeitender). Nettoarbeitszeit: 1800 Std. pro Jahr (ohne Ferien, Krankheit, Aus- und Weiterbildung).

³ Siehe: Evaluationsstudie Wohngemeinschaften für ältere Menschen in Baden-Württemberg – Teil 1, Stuttgart 2007, S. 121.

Tabelle | Zusammenhang Plätze/Pflegestufen/Personal

Planrechnung Stellenprozente in Abhängigkeit der Anzahl BewohnerInnen und deren durchschnittlicher Pflegestufe²
Quelle: HeBeS-Benchmarking 2011

Pflegestufe	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
Ø Pflegebedarf in Min.	10	30	50	70	90	110	130	150	170	190	210	230
Anzahl Stellen in Prozenten												
4 BewohnerInnen	160	180	210	240	260	290	320	340	370	400	420	450
5 BewohnerInnen	200	230	260	300	330	360	400	430	460	500	530	560
6 BewohnerInnen	240	280	320	360	400	440	480	520	560	600	640	680
7 BewohnerInnen	280	320	370	420	460	510	560	600	650	700	740	790
8 BewohnerInnen	310	370	420	470	530	580	630	690	740	790	850	900
9 BewohnerInnen	350	410	470	530	590	650	710	770	830	890	950	1010
10 BewohnerInnen	390	460	530	590	660	730	790	860	930	990	1060	1130
11 BewohnerInnen	430	510	580	650	730	800	870	950	1020	1090	1170	1240
12 BewohnerInnen	470	550	630	710	790	870	950	1030	1110	1190	1270	1350
13 BewohnerInnen	510	600	680	770	860	940	1030	1120	1200	1290	1380	1460
14 BewohnerInnen	550	640	740	830	920	1020	1110	1200	1300	1390	1480	1580
15 BewohnerInnen	590	690	790	890	990	1090	1190	1290	1390	1490	1590	1690
16 BewohnerInnen	630	740	840	950	1060	1160	1270	1380	1480	1590	1700	1800

⁴ Bundesamt für Statistik: Somed 2012.
⁵ Vgl. Kruse, Andreas: Qualitative Evaluation, in: Evaluationsstudie Wohngemeinschaften für ältere Menschen in Baden-Württemberg – Teil 2, Stuttgart 2007, S. 7f.

pen nehmen deshalb jemanden erst nach einem Probewohnen auf mit der Konsequenz, dass notfallmässige Einzüge nicht möglich sind (2012 kamen 41 Prozent aller einziehenden HeimbewohnerInnen aus dem Krankenhaus⁴). Zweitens ist bei den Mitarbeitenden sozialkommunikative Kompetenz notwendig unter anderem zum Fördern der Beziehungen zwischen den BewohnerInnen und zum Lindern von Konflikten⁵.

Autonome Pflegewohngruppe oder Satellit?

Die Anbindung an ein Alters- und Pflegeheim oder an einen der wenigen auf Pflegewohngruppen spezialisierten Betreiber hat unbestrittenermassen Vorteile. Dies sind unter ande-

rem der Umgang mit den gesetzlichen Vorgaben, die Unterstützung in administrativen Belangen und das Bereitstellen einer funktionierenden EDV-Infrastruktur. Bei einem Heim als Betreiber stellt sich die Frage, inwieweit die Pflegewohngruppe als autonomer Haushalt funktionieren oder als Satellit mit Mahlzeiten und sauberer Wäsche beliefert werden soll.

Der grosse Vorteil vom Satelliten-Wohngruppen: Die Pflege-Mitarbeitenden können sich auf das konzentrieren, was sie gelernt haben, und die Zentralbereiche nehmen ihnen das Kochen und Waschen ab (Anmerkung: Das Kochen für zwölf und mehr Personen ist auch für Mitarbeitende mit grossen alltagspraktischen Fähigkeiten eine Herausforderung).

Das Auslagern dieser Tätigkeiten wird jedoch mit drei Nachteilen erkauf:

1. Die Pflegewohngruppe muss einen Teil der Stellenprozente an die Zentralbereiche abgeben. Der Spielraum dafür ist in kleineren Pflegewohngruppen jedoch sehr beschränkt, weil die Präsenzzeiten abgedeckt und

zu gewissen Zeiten mehrere MitarbeiterInnen da sein sollten (zum Beispiel damit sie die Hilfe beim Essen nicht unterbrechen müssen, wenn eine der BewohnerInnen dringend zur Toilette muss).

2. Die durch die Haushaltstätigkeiten gebotene Alltagsbeschäftigung fällt weg. Entweder wird sie – mit entsprechender Erhöhung des Stellenplans – durch andere Beschäftigungen ersetzt, oder die Tage werden für die BewohnerInnen ohne Anregerungen lang.
3. Die Schnittstellenproblematik tritt wegen der örtlichen Trennung ausgeprägter denn je in Erscheinung.

Einbindung in Umfeld und Gemeinde

Die Erwartungen der Umgebung an eine Pflegewohngruppe sind teilweise hoch und es gibt verschiedene Möglichkeiten, welche Arten von Beziehungen diese zur Umgebung knüpfen will und kann.

Typ 1: Die isolierte Pflegewohngruppe ist ausschliesslich für ihre eigenen BewohnerInnen da. Weder erbringen deren Mitarbeitende kleine Leistungen für die restlichen HausbewohnerInnen noch setzen sie Freiwillige bei der Gestaltung des Alltags ein.

Typ 2: Die nachbarschaftliche Pflegewohngruppe ist in die engere Umgebung durch ein unentgeltliches Geben und Nehmen eingebunden, wie dies in einer guten Nachbarschaft üblich ist. Mal verabreichen Mitarbeitende einer Hausbewohnerin Augentropfen, wenn der Ehepartner nicht da ist, mal gehen die Nachbarn mit BewohnerInnen spazieren.

Typ 3: Die Pflegewohngruppe als Teil eines Netzwerkes sorgt im Verbund mit anderen in der Altersarbeit tätigen Organisationen dafür, dass betagte Menschen möglichst lange in den eigenen vier Wänden wohnen können. Dazu bietet sie ausgewählte – zu bezahlende – Leistungen an wie einen Mittagstisch, einen Tagespflegeplatz oder einen Notruf für die Alters-

wohnungen im gleichen Haus. Kostendeckende Preise sind bei derartigen Leistungen jedoch öfters nicht möglich, sodass die Wohngruppe nötigenfalls auf Abteilungen Dritter angewiesen ist.

Typ 4: Die Pflegewohngruppe als Nukleus der Altersarbeit bietet Leistungen wie Typ 3 an und koordiniert zusätzlich die Altersarbeit in der Gemeinde, ist Auskunftsstelle für Altersfragen und springt in die Bresche, wenn Not an der Frau ist. Für diese Aufgaben benötigt sie einen entsprechenden Leistungsauftrag der Gemeinde.

Zusätzlich zu diesen vier Typen und deren Mischformen gibt es die Hausgemeinschaft von mehreren Pflegewohngruppen, welche – bei entsprechenden räumlichen Vorkehrungen – die Präsenz von Pflegefachpersonen zu Randzeiten sowie die Nachtwache teilen können. Es ist in jedem Fall empfehlenswert, die Anforderungen für eine entsprechende Bewilligung so früh wie möglich abzuklären.

Die Wahl von Typ 1 oder Typ 2 hängt ausschliesslich vom Selbstverständnis der Mitarbeitenden der Pflegewohnungen ab. Typ 4 (und ansatzmässig auch Typ 3) ist jedoch bereits im Raumprogramm vorzusehen, weil er zusätzlich zu den privaten Räumen mit Wohncharakter auch solche mit halböffentlichem und öffentlichem Charakter benötigt. Einerseits eröffnen diese verschiedene Möglichkeiten für gemeinsame Lösungen mit Organisationen wie der Spitex oder der Pro Senectute, andererseits verkomplizieren und verteuern sie auch das (Um-)Bauprojekt: Es können nicht mehr einfach nur Wohnungen umgenutzt werden, sondern es sind im grösseren Umfang spezifische Vorgaben zu erfüllen.

Obige Ausführungen zeigen: Die Planenden können – zumindest bei einem Neubau – aus einer ganzen Palette von Möglichkeiten auswählen. Die richtige Entscheidung gibt es aber nicht: Jeder Vorteil wird durch Nachteile erkauf und jeder Nachteil kann Vorteile in sich bergen. ●

„Die Pflegenden schätzen das Ganzheitliche“

.....
Interview mit Barbara Glatthard, Pflegefachfrau, Heimleiterin und Gerontologin FH

Das Gespräch führte
Susanne Wenger

Von der komplexen Pflege bis zum Rüblichneiden: Wer in einer Pflegewohnung arbeitet, muss den Arbeitsfokus erweitern. Dafür herrsche weniger Zeitdruck, sagt Barbara Glatthard vom Betagtenpflegeverein Biel-Seeland. Betriebserfahrungen einer Pionierin.

1988 eröffnete der Betagtenpflegeverein Biel-Seeland die ersten dezentralen Pflegewohngruppen der Schweiz. Was gab damals den Anstoss?

Barbara Glatthard: Im Berner Seeland gab es einen akuten Mangel an Pflegebetten. Eine Gruppe von Fachleuten aus dem Pflege- und Altersbereich wollte etwas dagegen unternehmen und hatte die Idee dezentraler Pflegewohngruppen. Die pflegebedürftigen Menschen sollten nicht in die grossen Heime der Region umziehen müssen, sondern in ihrer angestammten Umgebung bleiben können. Das war der zentrale Gedanke. Ausserdem versprach das Modell Flexibilität: Sobald man die Pflegewohngruppen nicht mehr brauchen würde, könnte man sie schliessen und aus den Wohnungen wieder normale Mietwohnungen machen.

So stellten wir es uns damals vor. Doch keine unserer Pflegewohngruppen musste je wieder geschlossen werden.

Was sind die wichtigsten Bedürfnisse der Bewohnerinnen und Bewohner einer Pflegewohngruppe?

Pflegende um sich zu wissen, die auf sie eingehen und sie in ihrer Individualität wahrnehmen können. Der familiäre Rahmen und die überschaubaren Örtlichkeiten kommen gerade Menschen mit Demenz enorm entgegen. Zudem brauchen auch Menschen im hohen Alter noch eine Aufgabe und schätzen es, in der Pflegewohnung mitarbeiten zu können. Und schliesslich die Autonomie. Die Menschen sollen sich zurückziehen können, wann immer sie das möchten. Generell ist es uns ein Anliegen, dass die Menschen

im Alter die Wahl haben. Für chronisch- und demenzkranke Betagte sind Pflegewohnungen eine gute Alternative zu anderen Pflege- und Wohnformen.

Welche Grösse für eine dezentrale Pflegewohngruppe empfehlen Sie aus betriebswirtschaftlicher Sicht?

Wir empfehlen eine Grösse zwischen 8 und 12 Betten pro Pflegewohngruppe. Darunter ist es finanziell kaum machbar. Es gibt aber auch eine Grenze nach oben. Nicht nur, um den Charakter der kleinen Einheit zu bewahren, sondern auch aus betriebswirtschaftlichen Gründen. Denn ab einer bestimmten Grösse steigen auch die Kosten für Verwaltung, Geschäftsführung und so weiter. Zudem nehmen wir nur mittel bis schwer pflegebedürftige Personen auf. Unsere Bewohnerinnen und Bewohner belegen bei zwölf Pflegestufen durchschnittlich Stufe 7,5. Wir lassen ein Bett lieber ein paar Tage leerstehen, als dass wir jemanden mit leichter Pflegebedürftigkeit aufnehmen.

Können sich so schwer pflegebedürftige Bewohnerinnen und Bewohner denn noch an den Haushaltsarbeiten beteiligen?

Ja, unsere Bewohnerinnen und Bewohner sind trotz hoher Pflegebedürftigkeit in den Haushalt eingebunden, in dem sie wohnen. Auch wenn einige von ihnen vielleicht in der Küche nur zuschauen, wie die Rübli geschnitten werden. Es geht ums Dabeisein, ums Erfassen mit allen Sinnen. Auch stark pflegebedürftige Menschen wollen noch gebraucht werden. Das gehört zu unserer Philosophie.

Was sind die wichtigsten architektonischen Voraussetzungen für eine Pflegewohngruppe?

Uns ist es wichtig, dass die Wohnung zentral liegt, nicht ganz abseits, und dass man sie mit dem öffentlichen Verkehr erreichen kann. Die Wohnung sollte rollstuhlgängig sein und über einen Gemeinschaftsraum verfügen, der gross genug ist. Auch die Zim-

mer müssen eine Mindestgrösse aufweisen, so dass die Vorgaben der Behörden erfüllt werden können. Der Kanton Bern schreibt uns auch vor, dass sich höchstens zwei Bewohnerinnen und Bewohner eine Nasszelle teilen.

Ist das überhaupt möglich in Altbauten?

Nein, es ist nicht überall möglich. Unsere Pflegewohnungen befinden sich teils in Altbauten, die zwar sehr schön sind, in denen wir aber die Vorgaben kaum erfüllen können. Bei Umrügen und Änderungen arbeiten wir deshalb vermehrt mit Bauträgern zusammen und bringen uns von Anfang an in Neubauprojekte ein. Kommt dazu, dass auch die Ansprüche von Bewohnern und Angehörigen steigen. Gerade die Angehörigen fragen beim Erstkontakt meist nach den Räumlichkeiten, nicht nach der Pflege. Dabei käme es doch letztlich stärker auf die Pflegequalität an als auf die bauliche Infrastruktur.

Wen soll eine Gemeinde oder eine Baugenossenschaft mit dem Betrieb einer Pflegewohngruppe beauftragen?

Aus unserem Modell heraus sage ich natürlich, dass es von Vorteil ist, wenn der Betreiber die Pflegewohnungen als Kerngeschäft betreibt und nicht nur nebenbei. Bei uns können die Menschen bis zum Tod bleiben. Niemand muss phasenweise in eine grössere Institution wechseln. Weil wir mehrere Pflegewohnungen betreiben, gibt es auch Synergien zu nutzen. Sicher ist es ratsam, dass der Betreiber eine gewisse Grösse aufweist. Heute braucht es zahlreiche Bewilligungen. Für einen Betreiber ist es aufwändiger geworden, alle Vorgaben zu erfüllen. Wir haben denn auch bereits zwei Pflegewohnungen übernommen, die vorher von Privaten geführt worden sind.

Welche Kompetenzen erfordert die Mitarbeit in einer Pflegewohngruppe?

Da bei uns stark pflegebedürftige, über 80-jährige Menschen wohnen, ist eine pflegerische



„Die Pflegenden schätzen das Ganzheitliche“

Interview mit Barbara Glatthard, Pflegefachfrau, Heimleiterin und Gerontologin FH

➔ Ausbildung das Wichtigste. Die Hälfte unserer Mitarbeitenden sind Pflegefachpersonen. Sie sind Profis, wissen mit Medikamenten umzugehen und in Notfallsituationen adäquat zu reagieren. Darüber hinaus müssen bei uns die Pflegenden gerne Betreuungsarbeiten übernehmen, denn sie sind ebenfalls für die Tagesgestaltung zuständig. Und die Pflegenden müssen bereit sein, Haushaltsarbeiten zu erledigen – vor allem zu kochen, aber zwischendurch auch Reinigungsarbeiten zu erledigen.

Die Pflege, die lange für ihre Anerkennung als Profession kämpfte, soll nun putzen?

Für jene Pflegefachleute, die bei uns arbeiten, ist das gar keine Frage. Es gehört zum Konzept der Pflegewohngruppen. Gerade während den Haushaltarbeiten vermag das Pflegepersonal sehr gut zu erkennen, welche Ressourcen bei den pflegebedürftigen Bewohnerinnen und Bewohnern noch vorhanden sind und wie sie einbezogen werden können. Wir haben das Glück, immer sehr gute Mitarbeitende zu finden, die lange bei uns bleiben. Unsere Fluktuation ist gering. Übrigens nimmt das Putzen ab: Wir haben in letzter Zeit das Reinigungspersonal aufgestockt.

Qualifiziertes Pflegepersonal ist rar und begehrt. Was kann eine Pflegewohngruppe den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern bieten?

In den Rückmeldungen hören wir oft, dass das Ganzheitliche geschätzt wird. Selbst als tertiär ausgebildete Pflegefachperson ist man nicht nur für einen bestimmten Teilbereich zuständig, sondern für das Ganze, also auch für Grundpflege und Betreuung. Die Pflegenden räumt mit einer Bewohnerin zusammen den Nachttisch auf und erfährt dort sehr viel über sie und ihr Wohlbefinden. Mitarbeitenden, die von aussen her zu uns kommen, fällt zudem auf: In der Pflegewohnung hat man immer noch mehr Zeit für die Menschen als in grösseren Institutionen. Das ist ein Punkt, der ausserordentlich geschätzt wird.

Der kleine, familiäre Rahmen führt zu einer Nähe, die wahrscheinlich auch schwierig sein kann. Wie schützen Sie Ihre Mitarbeitenden?

Nun, ein gewisses Mass an Konflikten gehört zum Leben, auch in einer Pflegewohnung. Damit können die Mitarbeitenden umgehen. Wir unterstützen sie, indem wir monatlich Teamsitzungen in den Pflegewohnungen durchführen. Ebenfalls monatlich treffen sich alle Wohnungsleiterinnen auf der Geschäftsstelle zum Austausch. Wir beschäftigen eine Qualitätsverantwortliche und halten Fallbesprechungen ab. Gemeinsam suchen wir nach Lösungen, die dann in die Pflegewohnungen getragen werden. Und wenn es einmal ganz schwierig wird, schalten wir uns als Co-Heim- und Pflegedienstleiterinnen ein.

In einer Pflegewohnung sind auch die Angehörigen näher dran. Wie gehen Sie mit ihnen um?

Seit zwei, drei Jahren führen wir regelmässig Angehörigengespräche durch – kurz nach dem Eintritt der pflegebedürftigen Person in eine unserer Wohnun-



Pflegewohngruppe im Zelgli Madiswil während der Fussball-WM 2014 (links. Betrieb: Alterszentrum Lotzwil). Unterstützung und Betreuung in der Pflegewohnung Engi in Wilen (rechts. Betrieb: Thurvita AG). In der dezentralen PWG sind die Pflegenden auch für die Betreuung und Tagesgestaltung zuständig.

gen, und dann einmal pro Jahr. Wir erläutern den Angehörigen unsere Pflegeziele und besprechen den Einsatz von Medikamenten. Zur Sprache kommen auch allfällige bewegungseinschränkende Massnahmen wie Bettgitter oder Ähnliches, falls diese aus Sicherheits- und Präventionsgründen unumgänglich werden. Das Besprochene lassen wir dann unterschreiben. Es geht darum, Transparenz herzustellen. Das Vorgehen hat sich sehr bewährt. Vieles kann aufgefangen und geklärt werden, bevor es zum Problem wird.

Erbringen Ihre Pflegewohngruppen auch Dienstleistungen für Externe?

Nicht alle, nein. Unsere kleinste Pflegewohngruppe bietet zwei demenzkranken Dorfbewohnern einmal pro Woche einen Tagesaufenthalt an, zur Entlastung der Angehörigen. In einer anderen Gemeinde liess eine betagte Nachbarin ihren Notruf auf die Pflegewohnung lei-

ten, zudem kam sie regelmässig zum Mittagessen. In Ins betreiben wir in unmittelbarer Nähe der Pflegewohngruppe eine Wohnform mit Dienstleistungen. In der Wohnung leben drei Betagte, die noch kaum Pflege benötigen, aber vom Alter her in ihren Aktivitäten etwas eingeschränkt sind. Sie beziehen die Mahlzeiten von der Pflegewohngruppe, und das Personal schaut regelmässig bei ihnen vorbei. Ein Notruf ist in die Pflegewohnung geleitet, tagsüber und nachts. Das gibt den Mietern und ihren Angehörigen Sicherheit. In Ins gehören die Dienstleistungen zum Konzept, entsprechend haben wir den Personalbestand in der Pflegewohngruppe um 30 Prozent erhöht. In den anderen Pflegewohnungen hingegen müssen wir uns immer wieder neu überlegen, was drin liegt. Nicht nur wegen der Zusatzbelastung für das Personal, auch der beschränkte Platz in den Pflegewohnungen setzt gewisse Grenzen.

In Ihren Pflegewohngruppen können die Menschen bis zum Tod bleiben. Ist das verträglich für eine so kleine Gemeinschaft?

Ja, es ist verträglich. Wir sind in unseren Pflegewohngruppen in der Lage, Sterbebegleitung durchzuführen. Die Mitarbeitenden haben Zeit, sich ans Bett eines Sterbenden zu setzen. Bei einem Todesfall wird der Tod auch in der Gemeinschaft zum Thema. Wir pflegen ein Ritual. Wenn jemand gestorben ist, gestalten wir ein Plakat mit dem Namen der verstorbenen Person und legen einen Gegenstand dazu, der für sie wichtig war – eine Brille etwa oder, wie gerade kürzlich, ein Globi-Buch. So können die Mitbewohnerinnen und Mitbewohner Abschied nehmen. Die Reaktionen fallen sehr unterschiedlich aus. Manche möchten sich lieber nicht zu stark damit beschäftigen. Andere äussern den Wunsch, doch endlich selber sterben zu können. Und die Dritten freuen sich, dass sie noch am Leben sind.



Barbara Glatthard Perin ist Pflegefachfrau, Heimleiterin und Gerontologin FH. Beim Betagtenpflegeverein Biel-Seeland hat sie die Co-Heim- und Pflegedienstleitung aller Pflegewohngruppen inne, zusammen mit der Pflegefachfrau und Nonprofit-Managerin Marianne Troxler-Felder. Glatthard war bereits mit an Bord, als der Betagtenpflegeverein 1988 in und um Biel vier dezentrale Pflegewohnungen mit insgesamt 29 Bewohnern eröffnete. Heute betreibt der Verein sieben Pflegewohnungen, eine davon für Menschen mit Demenz, mit insgesamt 60 Pflegeplätzen. 80 Prozent der Bewohner beziehen Ergänzungsleistungen. 100 Mitarbeitende kümmern sich in rund 59 Vollzeitstellen um die Betagten.

„Kein Altersghetto am Waldrand“

Pflegewohngruppe im Zelgli, Madiswil BE

von **Susanne Wenger**



Im bernischen Madiswil bildet die Pflegewohngruppe den Stützpunkt der Zelgli-Siedlung mit Alterswohnungen und einer Kindertagesstätte. Bald kommt eine hausärztliche Gruppenpraxis hinzu. Das Zelgli ist im Dorf bestens integriert – dank lokaler Verankerung der privaten Initianten.

für ihre Dorfpolitiker einführte – sehr zum Missfallen des Schweizerischen Seniorenrats. Doch die Alterslimite ist längst wieder abgeschafft. In Madiswil gibt es keinen Generationenkonflikt. Alt und Jung sind Nachbarn in der 2007 bezogenen Zelgli-Siedlung. Diese umfasst bald 22 Alterswohnungen und zehn vom Kanton Bern bewilligte Pflegeplätze in einer Pflegewohnung. Die Wohngruppe wird als Ausstation des Alterszentrums Lotzwil betrieben, eines drei Kilometer entfernten Pflegeheims, das Zaugg leitet.

Drei neu erstellte Mehrfamilienhäuser, das dritte noch im Bau. Ein Altbau, in dem die Kita Wunderland eingemietet ist. Viel Grün. Und über dem Ganzen „ein guter Geist“, wie es Heimleiter Christian Zaugg formuliert: Das ist die Siedlung Im Zelgli in Madiswil, einer Gemeinde im bernischen Oberaargau mit rund 3200 Einwohnern. National bekannt wurde Madiswil, als die Gemeinde vor mehr als zehn Jahren eine Alterslimite

Der gute Geist, von dem der Heimleiter spricht, prägte das Zelgli-Projekt von Anfang an. Es konnte realisiert werden, weil zwei lokale Landeigentümer ihr Land der Spekulation entziehen und einer sinnvollen Nutzung zuführen wollten. Die 2005 gegründete Genossenschaft Im Zelgli unter Präsident Werner Scheidegger, einem alteingesessenen Madiswiler und früheren Gemeinderat, erwarb das Land, um Alterswohnungen zu bauen.



Eine Betreuerin und ein Kind holen in der Pflegewohnung das vom Alterszentrum Lotzwil gelieferte Mittagessen für die Kindertagesstätte ab (rechts). Synergien auch in der Tagesgestaltung: Eine talentierte Kita-Betreuerin vermag generationenübergreifend zu unterhalten (links).

Im gleichen Jahr stellten die damals zehn Verbandsgemeinden des Alterszentrums Lotzwil einen zusätzlichen Bedarf an Pflegeplätzen für ihre Bevölkerung fest. Eine Arbeitsgruppe kam zum Schluss, eine Pflegewohngruppe als Stützpunkt in die geplante Alterssiedlung zu integrieren. In der Arbeitsgruppe waren neben der Genossenschaft und dem Gemeindeverband auch das Alterszentrum Lotzwil und die Gemeinde Madiswil vertreten.

Durchlässiges Wohnen

Die Planer schätzten ihr Dorf gut ein, das Konzept ging auf. Und die Zeiten, in denen betagte Madiswiler im Spital landeten, sind definitiv vorbei. „Die Pflegewohngruppe macht die Qualität unserer Siedlung aus“, sagt Gründungspräsident Werner Scheidegger. Der 78-Jährige – ein Biobauer-Pionier und Dorfchronist – gab das Genossenschaftspräsidium im Sommer 2014 ab. Seinem Nachfolger überliess er geordnete Verhältnisse. Die Wohngruppe ist aus-

gelastet, für die Alterswohnungen gibt es eine Warteliste. Die Bewohner der Pflegewohnung stammen bis auf wenige Ausnahmen aus den heute noch sieben Verbandsgemeinden des Lotzwiler Alterszentrums. Sie werden von 14 Mitarbeitenden betreut, die sich 7,6 Vollzeitstellen teilen. Auch eine hauswirtschaftliche Mitarbeiterin gehört zum Team. Die Pflegewohngruppe kann kostendeckend betrieben werden. Nicht zuletzt dank einem „Trend zur höheren Pflegestufe“, wie Heimleiter Zaugg sagt. Anfänglich nahm die Pflegewohnung auch Madiswiler auf, die nur wenig Pflege brauchten. Heute sind die Bewohner alle mittel bis schwer pflegebedürftig, einige von Demenz betroffen.

Vor allem aber funktioniert in Madiswil, was bei anderen Pflegewohngruppen oft mehr Wunsch als Wirklichkeit bleibt: die gelebte Integration vor Ort. Das Angebot des durchlässigen Wohnens wird genutzt. Seit der Eröffnung der Siedlung gab so

Siedlung mit Pflegewohngruppe Im Zelgli, Madiswil BE

Eröffnung: 2007

Drei Mehrfamilienhäuser mit insgesamt 22 alters- und behindertengerechten Wohnungen (8 Wohnungen à 3,5 Zimmer, 14 Wohnungen à 2,5 Zimmer). Pflegewohngruppe mit 10 Einzelzimmern im Parterre des Wohnhauses. Hausarzt-Gruppenpraxis im Neubau. Kita Wunderland, eingemietet in Altbau auf dem Areal.

Trägerschaft der Siedlung: Genossenschaft Im Zelgli, Wohnen im Alter, Madiswil

Trägerschaft und Betreiber der Pflegewohngruppe: Alterszentrum Lotzwil, Heim eines Gemeindeverbands mit 7 Gemeinden. Das Alterszentrum mietet die Räumlichkeiten von der Genossenschaft.

Anlagekosten: 11 Millionen Franken

Dienstleistungen der Pflegewohngruppe für Externe: Mittagstisch für Mieter der Alterswohnungen, Notrufsystem, Veranstaltungsangebote.



Kein Altersghetto am Waldrand

*Pflegewohngruppe im Zelgli,
Madiswil BE*

→I mancher Madiswiler Hausbesitzer sein zu gross gewordenes Eigenheim auf und zog in eine Alterswohnung im Zelgli. Eine Garantie, dass bei zunehmender Pflegebedürftigkeit später auch ein Platz in der Pflegewohnung frei ist, gibt es zwar nicht. Trotzdem konnten bereits einige Mieter der Alterswohnungen in die Pflegegruppe wechseln, wo sie bis zu ihrem Tod umsorgt wurden. Im Falle eines Ehepaars zügelte die Frau in die Pflegewohnung, während der Mann im oberen Stock in der Alterswohnung blieb. „Man weiss im Längental, dass es das Zelgli gibt“, stellt Werner Scheidegger fest:

„Wenn man nicht mehr so gut mag, kommt man hierher.“

Alle Generationen vor Ort

Zwischen Pflegewohngruppe und Alterswohnungen gibt es viele Berührungspunkte. Ein Drittel der Mieter nutzt für 30 Franken im Monat den Notrufknopf, mit dem die Pflegewohngruppe avisiert werden kann. Notfälle gebe es durchschnittlich einmal pro Monat, also gar nicht so häufig, wie Heimleiter Zaugg sagt. Deshalb sei diese Dienstleistung für das Personal der Pflegegruppe verkraftbar. Entscheidend sei das Gefühl der Sicherheit, das der Mieterschaft dadurch vermittelt werde. Auch für kleine Hand-

reichungen im Alltag stehen die Angestellten der Pflegewohngruppe den Altersmietern unkompliziert zur Verfügung: „Wer zu uns kommt und um Hilfe bittet beim Anziehen der Strümpfe, wird nicht weggeschickt“, stellt der Heimleiter klar.

Für Pflegeleistungen in den Alterswohnungen hingegen, die über Notfälle hinausgehen, ist allein die ambulante Spitex zuständig. Das wurde von Anfang so kommuniziert, und die Mieter akzeptieren es. Mehrere Mieter nutzen dafür regelmässig gegen Entgelt den Mittagstisch, den die Pflegewohngruppe anbietet. Das Mittagessen wird vom Alterszentrum Lotzwil geliefert –

nicht nur in die Pflegewohnung, sondern auch in die Kita auf dem Areal. Die betagten Menschen und die betreuten Kinder im Zelgli – sie haben den gleichen Menüplan. Und sie verbringen den Tag am gleichen Ort. Die Älteren schauen zu, wenn die Kinder in ihrem „Velöli“-Park herumflitzen. Zuweilen basteln Alt und Jung zusammen im Zelgli-Treff, dem Gemeinschaftsraum in der Siedlung. Holen die Eltern ihre Kinder in der Kita ab und besuchen Töchter und Söhne ihre betagten Eltern, begegnen sich sämtliche Generationen. „Und dies, ohne dass wir es gross arrangieren müssen“, freut sich der frühere Genossenschaftspräsident Scheidegger.

„Man kennt die Leute im Vorstand“

Einsamkeit ist im „Zelgli“ kein Thema. Genossenschaft und Alterszentrum fördern das Gemeinschaftsleben mit regelmässigen Veranstaltungen: Gottesdienste, Dia-Vorträge, Auftritte von Vereinen, Tanznachmittage.



Das Ständchen der Trachtengruppe ist ein Ereignis im Zelgli (links). Im Alltag sorgt ein öffentlicher Fussweg durch die Siedlung für Begegnungen, wie ein Blick aus einer Alterswohnung zeigt (rechts).

„Auch Pflegebedürftige genießen das Tanzen – im Rollstuhl, an Krücken“, sagt Scheidegger. Oft wohnen solchen Anlässen Leute aus dem Dorf bei, einige von ihnen packen als Freiwillige mit an. Alle zwei Wochen bieten abwechselnd ein Coiffeur und eine Fusspflegerin den Zelgli-Bewohnern ihre Dienste an. Höhepunkt des Jahres ist die Chlausenfeier im Dezember, an der sich Altersmieter, Pflegewohngruppe-Bewohner und Kita-Kinder auf den Advent einstimmen.

Auch ein viel genutzter öffentlicher Fussweg durchs Areal und der Zelgli-Treff, der von Externen gemietet werden kann, bringen das Dorf in die Alterssiedlung. Firmen halten hier Sitzungen und Weiterbildungen ab, Familien feiern Feste.

Die Siedlung ist so konzipiert, dass Begegnung ermöglicht wird. Er habe nicht den Eindruck, dass dadurch das Ruhebedürfnis der pflegebedürftigen Menschen beeinträchtigt werde, sagt Heimleiter Christian Zaugg. Die Betagten wüssten, was sie im

Zelgli erwarte, und genau dies werde geschätzt: „Unsere Siedlung ist kein Altersghetto irgendwo am Waldrand.“ Der zentrale Standort, die Öffentlichkeitsarbeit und die lokale Verwurzelung der Trägerschaft gehören nach Einschätzung der Verantwortlichen zu den Erfolgsfaktoren des Madiswiler Projekts. „Man kennt die Leute im Vorstand“, sagt der langjährige Genossenschaftspräsident Scheidegger. Das bringe Vertrauen. Wohl stärker, als wenn eine externe Firma nach Madiswil käme „und hier etwas bauen möchte“. Mietzinse und Heimtaxen seien im Zelgli günstig. Auch das Personal trage viel zum Gelingen bei. In der Pflegewohngruppe arbeiteten „patente Leute – Allrounder-Typen, die sich stark engagieren“, lobt der Heimleiter. Als Chef geht er mit gutem Beispiel voran und mäht auch mal das Gras in der Siedlung, wenn es nötig ist.

Neuer Auftrieb

Das Interesse an der Zelgli-Siedlung ist so gross, dass sie nun mit

einem dritten Mehrfamilienhaus erweitert wird. Zu den bereits bestehenden 15 Alterswohnungen kommen sieben weitere hinzu. Und im Parterre eröffnen drei Hausärzte aus der Region eine Gemeinschaftspraxis. Die Räumlichkeiten mieten sie von der Genossenschaft. Das gebe dem Projekt neuen Auftrieb, sind die Verantwortlichen überzeugt. Die Planung des Neubaus zeigte abermals, welches Wohlwollen die Siedlung vor Ort genießt. Die Ärzte und die Genossenschaft erhielten drei Millionen Franken geschenkt. Von wem der grosszügige Beitrag kam, wissen sie bis heute nicht. Der Spender wollte anonym bleiben. Die neuen Alterswohnungen sind bereits alle vergeben. „Jede könnte fünfmal vermietet werden“, sagt Ex-Präsident Scheidegger. Eröffnet wird der Neubau am 1. Dezember 2014. Die Zelgli-Lerchen – ein Chor aus Mietern der Alterswohnungen, Bewohnern der Pflegewohngruppe und Leuten aus dem Dorf – wollen am grossen Tag singen. ●

Drei Tipps

1 Vernetzung: Träger und Betreiber der Pflegewohngruppe und der Alterssiedlung sollten mit der Gemeinde verbunden sein.

2 Kommunikation: regelmässige und transparente Information der Öffentlichkeit über den Stand und die Ziele des Projektes

3 Demenzgerecht: Wer neu baut, sollte an den wachsenden Anteil demenzbetroffener Menschen denken und die Pflegewohngruppe entsprechend konzipieren (Platz für Bewegung, Sicherheit im Aussenbereich – aber „ohne hohe Zäune“).

Mit der Gesellschaft vielfältig verbunden

Pflegewohngruppen als Stütz- und Treffpunkte

von **Susanne Wenger**

Die meisten Pflegewohngruppen-Projekte starten mit der Vision, sich durch Dienstleistungen ins Quartier zu öffnen und das Gemeinschaftsleben zu fördern. Doch es braucht gewisse Voraussetzungen, damit Vernetzung und Teilhabe gelingen.

34

Von Altdorf bis Zürich ermöglichen es dezentrale Pflegewohngruppen betagten Menschen, auch dann in ihrem Umfeld zu bleiben, wenn sie den eigenen Haushalt aufgeben und sich in stationäre Pflege begeben müssen. Fast alle Wohngruppen-Projekte setzen sich zum Ziel, die Integration ins Dorf oder ins Stadtquartier bewusst zu fördern. Fragile Hochaltrigkeit und Pflegebedürftigkeit sollen nicht verdrängt werden. Sie gehören – als wachsende Realität einer alternden Bevölkerung – in die Mitte unserer Gesellschaft. So lautet der Grundgedanke. Er wird in den von der Age Stiftung geförderten Projekten unterschiedlich umgesetzt. Es gibt Wohnprojekte mit Pflegewohngruppen, die sich stark in die Siedlung öffnen und zu eigentlichen Stütz- und Treffpunkten geworden sind. Andere Pflegewohnungen beschränken sich darauf, einzelne Dienstleistungen für Externe anzubieten. Dies nicht zuletzt als Möglichkeit, zusätzliche Einnahmen zu generieren – wobei es Aufwand und Ertrag jeweils abzuwägen gilt. In den Projekten finden sich folgende Formen der Vernetzung:

Durchlässiges Wohnen: Wird die Pflegewohngruppe in eine Siedlung oder ein Haus mit altersgerechtem Wohnraum integriert, ergeben sich Chancen für alle Beteiligten. Die Pflegewohngruppe bietet den Mieterinnen und Mietern der Alterswohnungen Dienstleistungen wie Notrufverbindung, Mittagstisch und Mahlzeitendienst an und stellt sie ihnen individuell in Rechnung. Die Dienstleistungen erlauben es den Betagten, in ihrer Wohnung zu verbleiben, auch wenn sie bereits mit ersten altersbedingten Einschränkungen konfrontiert sind. Die nahe Pflegewohnung ermöglicht es ihnen, ihre Autonomie zu wahren. Bei zunehmender Gebrechlichkeit können die Mieterinnen und Mieter im Idealfall in die Pflegewohnung wechseln. Paare werden räumlich nicht vollständig voneinander getrennt, beschwerliche Besuchswege über längere Strecken entfallen. An solchen durchlässigen Wohnformen bis ins ganz hohe Alter mangelt es heute noch auf dem Alterswohnungsmarkt.

Kurzzeitaufenthalte: Manche Pflegewohngruppen bieten Ferienbetten oder Tagesplätze an.

Das erlaubt den Betreibern, Leerstände zu überbrücken – zum Beispiel nach Todesfällen oder in Phasen tieferer Auslastung. Weil die Zahl der Demenzerkrankten wächst, dürfte die Nachfrage nach derartigen Kurzzeitaufenthalten in den kommenden Jahren stark zunehmen. Das Heer von pflegenden Angehörigen, die oft an die Grenzen ihrer Belastungsfähigkeit geraten, benötigt Entlastung und Unterstützung. In der Pflegewohnung wissen die Angehörigen ihre Nächsten gut und professionell betreut. Dass es mehr Entlastungsangebote für pflegende Angehörige braucht, rückt zunehmend auch in den Fokus der Politik.

Soziale Kontakte: Einsätze von Freiwilligen in Pflegewohngruppen ermöglichen Ausflüge, Spiel-, Sing- oder Turnnachmittage und sorgen für Austausch. Die Freiwilligen sind oft selber im Rentenalter und finden so wieder eine sinnstiftende Aufgabe. Sie rekrutieren sich aus dem Dorf oder aus dem Quartier, teils auch aus der Mieterschaft benachbarter Alterswohnungen. Um die Kontakte zu fördern und Einsamkeit vorzubeugen, organisieren Baugenossenschaften und

Betreiber von Pflegewohnungen zudem gemeinsame Veranstaltungen für die Bewohner der Pflegewohngruppe und der Alterswohnungen. Manche Anlässe stehen auch der übrigen Bevölkerung offen. An einigen Orten sind Cafés und andere öffentliche Treffs auf dem Areal realisiert oder geplant. Arztpraxen und andere Gesundheitsangebote werten das Umfeld zusätzlich auf und sorgen für Betrieb und Begegnung. Einige Pflegewohngruppen sind in ein Konzept eingebunden, das Generationen vereint – sei es mit einer Kindertagesstätte auf dem Areal oder mit Mietwohnungen für Familien und junge Paare in der gleichen Siedlung.

Hausbesitzer überzeugen

So weit die Vision. Doch im Alltag werden die Pflegewohngruppen-Projekte oft rasch von der Realität eingeholt. Behördliche Vorgaben und betriebswirtschaftliche Gebote schränken Handlungsmöglichkeiten ein, Sozialstrukturen bilden sich oft nicht von allein. Das hat auch der Trägerverein des Bünzpark in Waltenschwil im Kanton Aargau erfahren, wo eine neue Wohnüberbauung mit altersge-

recht gebauten Mietwohnungen und einer Pflegewohngruppe entstanden ist. Wie sich herausgestellt hat, muss die Bevölkerung der kleinen Gemeinde von den Vorteilen des durchlässigen Wohnens erst noch überzeugt werden: „Viele Einfamilienhausbesitzer können sich nicht vorstellen, ihr Haus aufzugeben und im Alter wieder zu Mietern zu werden“, sagt der frühere Gemeindepräsident Josef Füglistaler, Präsident des Trägervereins Bünzpark. In den Alterswohnungen leben derzeit mehr Zuzüger als Einheimische. Auch das Konzept der Pflegewohnungen sei noch wenig bekannt, so Füglistaler: „Die meisten kennen nur das grosse Pflegeheim als Betreuungsform im Alter.“ Umso wichtiger sei stete, transparente Kommunikation über das Angebot und die Pluspunkte der Durchlässigkeit.

Der Wechsel von der Alterswohnung in die Pflegewohnung kann allerdings nicht überall und jederzeit garantiert werden. Oft bewirkt ein akutes Ereignis – zum Beispiel ein Sturz mit gesundheitlichen Folgen –, dass der betagte Mensch nach einem Spitalaufenthalt nicht mehr nach Hause zurückkehren kann, sondern in die stationäre Langzeitpflege wechseln muss. Womöglich ist dann aber so rasch in der Pflegewohngruppe kein Platz verfügbar, selbst wenn Einwohnerinnen und Einwohner der Gemeinde gemäss den Belegungsregeln Vorrang haben. Die öffentliche Hand, die die Pflege mitfinanziert, drängt manchenorts auf regionalen Ausgleich, damit insgesamt genügend Pflegeplätze zur Verfügung stehen. Die Kantone haben kein Interesse daran, dass Pflegebetten aus lokalpatriotischen Gründen leer bleiben. So lässt sich der Anspruch, ausschliesslich für Einheimische da zu sein, nicht in allen Pflegewohngruppen verwirklichen. Gemeinden, die ihn erfüllen wollen, müssen eine Defizitgarantie leisten.

Notruf als Standard

Die meisten öffentlich mitfinanzierten Pflegewohngruppen sind

auch eingeschränkt in ihren Möglichkeiten, Pflege bei Aussenstehenden zu leisten. Zwischen stationärer und ambulanter Pflege gilt es zu trennen. Für ambulante Pflege in Alterswohnungen ist die Spitex zuständig, während die Betreiber der Pflegewohngruppe die Pflege in ihren Räumlichkeiten verrechnen können. Die Gelder kommen aus einem anderen Topf. Deshalb kann für Pflegewohngruppen der administrative Aufwand für ambulante Pflegeleistungen zu hoch sein – ausser sie werden von der Spitex betrieben und können Synergien nutzen. Bei den Mietern der Alterswohnungen und bei deren Angehörigen wäre die Nachfrage allerdings da, auf Pflege- und Betreuungsleistungen einer Wohngruppe zurückzugreifen, wie viele Projektverantwortliche berichten. Gerade Angehörige können oft nicht verstehen, warum es nicht möglich sein soll, dass sich das Personal der Pflegewohngruppe der allein lebenden Mutter in der Alterswohnung nebenan annimmt.

Zum gut genutzten und unproblematischen Standard gehört hingegen die Notrufverbindung: Über ein in den Alterswohnungen vorinstalliertes Notrufsystem können sich die Mieter – meist via Uhr am Handgelenk – beim Personal der Pflegewohngruppe melden. Dieses ist rasch zur Stelle, um die Situation zu beurteilen und das Nötige zu organisieren. Im Falle der von der Spitex betriebenen Pflegewohngruppe in Bärenswil ZH können sich auch weitere betagte Bärenswilerinnen und Bärenswiler an das Notrufsystem anschliessen lassen. Sie profitieren so vom nächtlichen Pickettdienst, den eine qualifizierte Pflegefachperson für die Wohngruppe wahrnimmt. Dem Schreckensszenario, dass jemand lange Zeit unbemerkt in der eigenen Wohnung liegen bleibe, könne so vorgebeugt werden, heisst es in Bärenswil.

Beanspruchtes Personal, enge Räume

Ob Pflegewohngruppen Dienstleistungen wie Notruf, Mittagstisch oder Mahlzeitendienst für



Mit der Gesellschaft vielfältig verbunden

Pflegewohngruppen als Stütz- und Treffpunkte

Aussenstehende anbieten können, hängt freilich auch von ihren personellen Ressourcen und der Infrastruktur ab. Die Teams sind mit der Pflege und Betreuung der Bewohnerinnen und Bewohner der Pflegewohngruppe meist gut ausgelastet. Zumal die Betreiber der Pflegewohnungen aus betriebswirtschaftlichen Gründen dazu neigen, in erster Linie mittel bis schwer pflegebedürftige Menschen aufzunehmen, deren Versorgung anspruchsvoll ist. „Man muss die Dienstleistungen, die man zusätzlich anbietet, dann auch wirklich liefern können“, unterstreicht Barbara Glatthard, Co-Heim- und Pflegedienstleiterin des Betagtenpflegevereins Biel-Seeland, der sieben Pflegewohnungen betreibt.

Oft genügen auch die räumlichen Voraussetzungen nicht, gerade in Altbauten, wie Regine Strittmatter, Geschäftsleiterin der Zürcher Stiftung Alterswohnen in Abisrieden (SAWIA), sagt: „Einige unserer Pflegewohnungen sind schlicht zu eng, um

Mittagstische anzubieten. Wenn neben den Bewohnerinnen und Bewohnern noch zwei Angehörige am Tisch sitzen, hat es keinen Platz mehr für Externe.“ In Bülach im Zürcher Unterland hat man eine kreative Lösung gefunden, um das vielbeanspruchte Personal der städtischen Pflegewohngruppe im Kontext eines „WOHNENplus“-Projektes zu entlasten: Eine Sozialarbeiterin kümmert sich um die Anliegen der Mieterschaft in den Alterswohnungen, die sich im gleichen Haus wie die Pflegewohngruppe befindet. Die Fachfrau ist mit einem Zehn-Prozent-Pensum bei der Genossenschaft für Alterswohnungen Bülach angestellt. Ziel in Bülach ist es, bei den Altersmietern die Hilfe zur Selbsthilfe zu fördern und sie zu befähigen, möglichst vieles eigenständig zu erledigen.

Integration – „ein hartes Stück Arbeit“

Bei einigen Projekten war ausdrücklich vorgesehen, dass sich die Mieterschaft der Alterswoh-



Spazieren, begleiten, unterstützen: Über 30 Freiwillige aus dem Dorf engagieren sich in den Pflegewohngruppen Bärenwil. Einer von ihnen ist der ehemalige Spitex-Präsident Kurt Osswald, der die Wohngruppen mit aufgebaut hat.

nungen mit Freiwilligenarbeit in der Pflegewohnung engagiert, vor allem bei der Betreuung und Freizeitgestaltung. Doch die Idee liess sich nicht überall im gewünschten Ausmass realisieren. Freiwillig bedeute eben freiwillig, sagt die Zürcher Gerontologin und Organisationsberaterin Simone Gatti. Sie verweist auf die Richtlinien von Benevol Schweiz, wonach Freiwilligeneinsätze im Jahresdurchschnitt auf höchstens sechs Stunden pro Woche beschränkt bleiben sollten: „Die Menschen sollten sich so engagieren, dass es ihnen Freude bereitet. Niemand kann dazu verpflichtet werden.“ Anreize schaffen könnte hier womöglich das Modell „Zeitvorsorge“, wie es die Stadt St. Gallen pionierhaft eingeführt hat: Rüstige Rentner helfen Pflegebedürftigen, ganz und gar freiwillig. Die geleistete Betreuungsarbeit erhalten sie als Zeitgutschrift auf einem persönlichen Konto gutgeschrieben, das sie später einlösen können, wenn sie selber Hilfe benötigen.

Bei der Organisation des Soziallebens gilt es zweifellos auch auf die Bedürfnisse der mehrheitlich stark pflegebedürftigen Pflegewohngruppen-Bewohner Rücksicht zu nehmen. Die Pflegewohnung ist ihr Lebensraum. Gesellschaft und Zerstreuung ist erwünscht, aber es gibt auch ein Anrecht auf Privatsphäre. Gerade Bewohnerinnen und Bewohnern mit Demenz wird die Reizüberflutung rasch zu gross, und einige benötigen den Schutz einer gesicherten Umgebung. Dies erschwert es Pflegewohngruppen, sich als offene Institution zu positionieren.

Trotz allen Wenn und Aber stehen die Beteiligten voll hinter dem Integrationskonzept: „Wir haben klar den Anspruch, ein Teil des Quartiers zu sein“, sagt SAWIA-Geschäftsleiterin Regine Strittmatter. Die Bewohnerinnen und Bewohner der Pflegewohngruppen nutzen die Quartier-Angebote, gehen dort zum Coiffeur, zum Hausarzt. Noch ausbaufähig sei hingegen der eigene „Beitrag ins

Quartier“, wie Strittmatter einräumt. Die Stiftung plant, ihre Dienstleistungen entsprechend zu erweitern. Barbara Glatt-Hard vom Betagtenpflegeverein Biel-Seeland sieht Chancen für einen niederschweligen Übergang vom ambulanten in den stationären Bereich. Mit den Dienstleistungen einer Pflegewohngruppe könnten Betagte länger zuhause wohnen bleiben, lernten aber gleichwohl schon den Betrieb der Langzeitpflege kennen: „Das nimmt ihnen ein wenig die Angst davor.“ Im zunehmend überregulierten Gesundheitswesen brauche es Zeit für das Zwischenmenschliche, findet die Beraterin Simone Gatti. Sie rät, das Vernetzungsziel bei Projekten mit Miet- und Pflegewohnungen von Anfang an mitzudenken – architektonisch, konzeptionell, personell. Vor allem die Leitung der Pflegewohngruppe müsse die Philosophie mittragen, denn: „Zu erwirken, dass aus Einzelteilen ein Ganzes wird, bedeutet ein hartes Stück Arbeit.“ ●

Am Betreuungskonzept orientiert bleiben – Ein Fazit für Initianten, Bauplaner und Behörden

.....

von **Andreas Sidler und
Karin Weiss, Age Stiftung**

In den letzten zehn Jahren hat die Age Stiftung immer wieder Pflegewohngruppen-Projekte unterstützt, weil das Grundkonzept laufend weiterentwickelt und in neue Kontexte eingepasst wird. Es hat sich erwiesen, dass kleine Pflegeeinheiten in ganz unterschiedliche ländliche und städtische Wohnumwelten eingegliedert werden können. Der Projektvergleich zeigt, dass Pflegewohngruppen sowohl in altershomogene wie auch in generationendurchmischte Siedlungsstrukturen passen. Die Vielfalt spiegelt sich auch in den unterschiedlichen Akteurskonstellationen und Kooperationsformen. Es liegt in der Natur solcher flexibler Wohn- und Betriebsmodelle, dass sie sich einer klar abgrenzbaren Definition entziehen. Deshalb kommen wir am Schluss dieses Hefts resümierend auf eine grundlegende Frage zurück: Was ist eine dezentrale Pflegewohngruppe?

Alle dezentralen Pflegewohngruppen sind Kleinstpflegeheime, aber nicht alle Kleinstpflegeheime sind Pflegewohngruppen. Die Festlegung der Platzzahl geschieht in der Aushandlung zwischen den Ansprüchen eines familien- und normalitätsorientierten Betriebs einerseits und den betriebsökonomischen Rahmenbedingungen andererseits.

Wie im Beispiel Bäretswil können zwei Pflegewohngruppen mit insgesamt 22 Bewohnern parallel betrieben werden, ohne der Grundidee der Pflegewohngruppe untreu zu werden. Dem gegenüber gibt es Kleinheime im Residenzbereich, die sich nicht an Familienstrukturen, sondern am Hotelkonzept orientieren.

Orientierung am Normalitätsprinzip

Neben der familienähnlichen Alltagsstruktur ist es die Orientierung am Normalitätsprinzip, die das Wesen einer dezentralen Pflegewohngruppe ausmacht. Gewährleistet wird dies durch die Dezentralität der Pflegewohnung. Es drängt sich somit die Frage auf: Ist eine Pflegewohngruppe noch dezentral und damit am Normalitätsprinzip orientiert, wenn essentielle Alltagsleistungen wie Kochen und Waschen an den zentralen Standort des Betreibers delegiert werden? Laut Ruth Köppel sind damit Abstriche am Grundkonzept des Wohngruppenbetriebs verbunden. Doch muss auch der räumliche Faktor berücksichtigt werden. Das zeigen die Beispiele aus Waltenschwil und Madiswil. Wohnnormalität entsteht in einer dezentralen Pflegewohnung vor allem, weil die Siedlung und das Quartier den

Wohnkontext der Bewohner darstellen und nicht die Infrastruktur und der Betrieb einer Institution. Dem Normalitätsprinzip dient also nicht nur der Grad der Betriebsautonomie, sondern auch das Wohnumfeld der Pflegewohnung.

Familiäre Strukturen und Normalitätsprinzip – auf den ersten Blick scheinen diese Erfordernisse lediglich eine Frage der Betriebsphilosophie zu sein. Und so stellt sich die Frage, inwiefern diese Aspekte in der baulichen Planung überhaupt relevant sind.

In den begrenzten Räumlichkeiten einer Pflegewohnung sind eine familiäre Atmosphäre und die Orientierung am normalen Wohnen ohne Alternative. Auch wenn die Anforderungen an Qualität, Personal und oft auch an die Infrastruktur dieselben sind wie für grössere Heime, leben die Bewohner doch alle gemeinsam in einer Wohnung. Obwohl die architektonischen Ansprüche hoch sind – räumlich und funktionell – steht die stationäre Pflege hier nicht im Vordergrund, sondern ist mit den Alltagsabläufen des „normalen“ Wohnens verwoben. Und genau das muss in der Planung berücksichtigt werden: Beispielsweise wird in diesem Heft mehrfach erwähnt, dass das gemeinsame Zubereiten von Mahl-

zeiten ein wichtiges Element im Alltag einer Pflegewohngruppe ist. Wenn die Köchin dank einer Kochinsel dem Raum zugewandt arbeiten kann und ihre Handgriffe von den Bewohnern beobachtet werden können, dann unterstützt die Architektur das Wohnkonzept: Sie begünstigt die Beteiligung der Bewohnerinnen und Bewohner.

Aussenraum klug planen

Eine adäquate bauliche Planung geht jedoch über die Ausgestaltung der Pflegewohnung hinaus: Eine gute Orchestrierung zwischen individuellen, gemeinsam genutzten sowie öffentlichen Wohn- und Aufenthaltszonen ist von grosser Wichtigkeit. Dazu gehören auch der Aussenraum und die Mobilitätsanbindung. Da die Pflegewohnung begrenzten Raum bietet, ist die Zugänglichkeit des Aussenraums umso wichtiger. Die Siedlung und das Quartier sind für die Bewohnerinnen und Bewohner, die oft aus der Gegend stammen, wichtige Bezugspunkte: Sie ermöglichen eine natürliche aktive oder passive Teilhabe am Alltagsleben. Eine kluge Planung des Aussenraums kann dafür mannigfache Gelegenheiten schaffen.

Falls die Trägerschaft der Pflegewohngruppe zusätzliche An-

gebote vorsieht, müssen diese ebenfalls den Charakter des Pflegewohngruppenbetriebs berücksichtigen: Die familiär und in diesem Sinne privat genutzten gemeinschaftlichen Zonen der Pflegewohngruppe sind nicht zu verwechseln mit den öffentlichen und halböffentlichen Zonen in einem Heim: Sind vor Ort Angebote für gruppenexterne Personen geplant (bspw. Mittagstisch, Tagesbetreuung, Aktivitäten usw.), sollten dafür die nötigen Räumlichkeiten und Grössendimensionen eingeplant werden, wobei der Privatsphäre der Bewohnerinnen und Bewohner Rechnung getragen werden muss. Diese Überlegungen bestärken die im Heft mehrfach angebrachte Empfehlung, potenzielle Betreiber möglichst früh und möglichst umfangreich in die Planung einzubinden. Zudem ist es lohnend, von den Erfahrungen bestehender Projekte zu profitieren.

Den Qualitätsanforderungen gewachsen

Die besonderen Anforderungen dezentraler Pflegewohngruppen müssen auch in der politischen und behördlichen Arbeit berücksichtigt werden, in der die Rahmenbedingungen für den Betrieb festgelegt werden. Wenn Kanton und Gemeinde

keine Bedingungen schaffen, die den Betrieb der Pflegewohngruppe flankierend unterstützen, können auch starke Initiativen bei der Umsetzung in Schieflage geraten. Es empfiehlt sich auf jeden Fall, sich frühzeitig mit den zuständigen Behörden in Verbindung zu setzen, um den Bedarf an Pflegeplätzen abzuklären, die aktuellsten Gesetzesvorgaben abzufragen und Verhandlungsspielräume auszuloten. Viele Pflegewohnungen werden schon seit etlichen Jahren erfolgreich betrieben und haben bewiesen, dass sie den Qualitätsanforderungen stationärer Pflege gewachsen sind. Im Gegenzug anerkennt etwa der Kanton St. Gallen schon seit längerer Zeit die speziellen Anforderungen von Pflegewohngruppen. Auch andere Kantone – wie beispielsweise Basel-Landschaft oder Graubünden – lassen mittlerweile Ermessensspielräume zu. Diese Flexibilität ist ebenso begrüssenswert wie ausbaubar. Denn wie von Regine Strittmatter richtig angemerkt, sind Pflegewohngruppen kein Ersatz für grosse Pflegeinstitutionen, sondern ergänzen diese mit einem anderen Wohn- und Pflegeangebot. Damit birgt das Modell Pflegewohngruppen viele Potenziale und Chancen, die es zu nutzen gilt. ●

Projektinformationen und Kontakte

Pflegewohnungen Bäretswil:
www.age-stiftung.ch/baeretswil

Alterszentrum Engi, Wilen:
www.age-stiftung.ch/wilen

Bünzpark Waltenschwil:
www.age-stiftung.ch/buenzpark

Im Zelgli, Madiswil:
www.age-stiftung.ch/imzelgli

Kontakte zu den Expertinnen

Regine Strittmatter, Stiftung SAWIA: www.sawia.ch, info@sawia.ch

Simone Gatti, Organisationsentwicklung, Projektleitung und Coaching: oe@simonegatti.ch, www.simonegatti.ch, www.zukunftswohnen.ch, www.wbg-schweiz.ch

Ruth Köppel, OrgaVisit: info@orgavisit.ch, www.orgavisit.ch

Barbara Glatthard Perin: bpv.biel-seeland@betagtenpflegeverein.ch, www.betagtenpflegeverein.ch

Expertenpool und Arbeitsmaterialien

Schweizerische Gesellschaft für Gerontologie, Arbeitsgruppe Pflegewohnungen: www.sgg-ssg.ch

Weitere Projektbeispiele

Weitere Projektbeispiele mit Kontaktangaben und Schlussberichten sowie weiterführende Informationen zum Thema finden Sie unter www.age-stiftung.ch/pwg

Weitere Publikationen zu Projekten mit Pflegewohngruppen

Age Impuls April 2014
Leben 60+: Der Weg vom Konzept zur Umsetzung – Altersarbeit und -politik im zürcherischen Nürensdorf

Ein Projekt der Gemeinde Nürensdorf. Das Zentrum Bären bietet altersgerechte Wohnungen, Serviceleistungen sowie Pflegeplätze in zwei dezentral geführten Pflegewohnungen an. Ein soziales Netzwerk für die ältere Dorfbevölkerung ist regelmässig im Zentrum Bären aktiv.

Age Impuls Juli 2011
Flexible Wohnlösungen fürs Wohnen im Alter – Eine Gemeinde schafft nachhaltigen Wohnraum für ihre Einwohner

Ein Projekt der Gemeinde Buttisholz. Vernetztes Wohnangebot an zentraler Lage mit hindernisfreien Mietwohnungen, Pflegewohngruppen, Spitex-Stützpunkt, Arztpraxis, Cafeteria und öffentlich nutzbarem Mehrzweckraum (nur als PDF).

Broschüre und Film zum Age Award 2005
Wohnen wie gewohnt
Für die Siedlung Steinacker in Zürich Witikon wurde 2005 die gemeinnützige Wohnbaugenossenschaft ASIG mit dem Age Award ausgezeichnet. In die städtische Mehrgenerationensiedlung wurde auch eine dezentrale Pflegewohngruppe integriert.

Alle Publikationen und Filme können kostenlos bezogen werden auf unserer Website unter: www.age-stiftung.ch/publikationen



Age Dossier 2014 Pflegewohngruppen in der Nachbarschaft

Mitarbeit an diesem Dossier: Susanne Wenger, www.susannewenger.ch; Theodora Peter, www.sprachkraft.ch; Ruth Köppel, OrgaVisit; Antonia Jann, Andreas Sidler und Karin Weiss, Age Stiftung.

Redaktion: Andreas Sidler
Fotografie: Ursula Meisser
Gestaltung: medialink
Druck: Zofinger Tagblatt AG

Stiftungsrat der Age Stiftung:
Hans Peter Farnet, Präsident;
Benjamin Vetterli; Alfred Grieder

Das Age Dossier erscheint jährlich und kann bei der Age Stiftung kostenlos bezogen werden. Diese Broschüre steht auch als PDF zum Download zur Verfügung. Das Age Dossier und viele weitere Publikationen finden Sie auf unserer Website unter www.age-stiftung.ch.

Age Stiftung
Kirchgasse 42, 8001 Zürich
Telefon 044 455 70 60
info@age-stiftung.ch
www.age-stiftung.ch